

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Die Schwarzscher	155
Muskhritik. Von Julius Aernigold	164
Corot-Laubst. Von Julius Meier-Gräfe	170
Keuzigen. Von Sch, Herbstfeld, Oswald, Alberta von Puttkamer	178
Die Reichsbank. Von Leben	180
Notizbuch	184

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.

Briedrichstraße 10.

1905.

Nach Ägypten

Südküste Englands
Portugal und Spanien

Italien
Ceylon und Ostindien



mit den grossen erstklassigen, mit
allen Bequemlichkeiten versehenen
Dampfern unserer regulären Linien.

Spezialprospekte werden von sämtlichen Agenturen kostenfrei abgegeben.

Norddeutscher Lloyd Bremen.



Berlin, den 4. November 1905.

Die Schwarzseher.

Bei dem Karrenlärm unserer Tagesblätter, schrieb Goethe einmal an Zelter, „geht es mir wie Einem, der in der Mühle einschlafen lernt: ich höre und weiß nichts davon.“ Der so sprach, war nicht, wie man noch oft liest, ein im reinsten Element rein Lebender, der den Alltagsstaub scheute und vor den Mißgerüchen der Realität in seinem Poetenstübchen sorgsam das Fenster verriegelte. Zu höherem Vortheil, fand er, gereiche ihm und seinem Talent der Zwang, als Staatsdiener und Hofmann die Realität in sich aufzunehmen. Majoritäten, Oeffentliche Meinungen und Freiheitphrasen hat er belächelt; auch als Beurtheiler politischer Mächte manchmal menschlich geirrt (zum Beispiel: als er die Franzosen „auf einer höheren Stufe welthistorischer Ansicht als die Engländer“ sah). Das Wesentliche aber, selbst die noch fernen Möglichkeiten gewandelten Menschen- und Völkerverkehrs hat er früher erkannt als irgend Einer, von dem wir aus deutscher Geschichte wissen. Daß in seinem Gutachten über die Frage des preussischen Verberrechtes (in der Zeit des bayerischen Erbfolgekrieges) wohl zum ersten Mal der Gedanke eines deutschen Fürstenbundes auftauchte, soll man, weil die Idee in der Luft bedrängter Kleinstaaten lag, nicht allzu laut rühmen. Eher schon, daß der Faustdichter vor seines Geistes Auge die moderne Großstadt entstehen sah, deren erste Spur ihm wahrnehmbare Wirklichkeit doch nie gezeigt hatte. Und selbst diese Prophetie des Unermessenen erregt kaum noch Staunen, wenn man sie seinen Worten über die Bedeutung des Panama-Kanalplanes vergleicht. „Gelänge ein Durchstich der Art, daß man mit Schiffen von jeder Ladung und jeder Größe durch solchen Kanal aus dem Mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean fahren könnte, so würden daraus für die ganze civilisirte und nicht civilisirte Menschheit ganz unberechenbare Resultate hervorgehen. Wundern sollte mich aber, wenn die Vereinigten Staaten es sich

sollten entgehen lassen, ein solches Werk in ihre Hände zu bekommen. Es ist vorauszu sehen, daß dieser jugendliche Staat, bei seiner entschiedenen Tendenz nach Westen, in dreißig bis vierzig Jahren auch die großen Landstrecken jenseits der Felsengebirge in Besitz genommen und bevölkert haben wird. Es ist ferner vorauszu sehen, daß an dieser ganzen Küste des Stillen Ozeans, wo die Natur bereits die geräumigsten und sichersten Häfen gebildet hat, nach und nach sehr bedeutende Handelsstädte entstehen werden, zur Vermittlung eines großen Verkehrs zwischen China nebst Ostindien und den Vereinigten Staaten. Es ist für die Vereinigten Staaten durchaus unerlässlich, daß sie sich eine Durchfahrt aus dem Mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean schaffen; und ich bin gewiß, daß sie es erreichen.“ Solche Wunder politischer Intuition ließ uns selbst Bismarck, den doch keine Kaukasus lockte, nicht schauen. Der Mann, der im Februar 1827 so zu Eckermann sprach, kann sich auch als Politiker sehen lassen. Trotzdem er von dem Narrenlärm der Tagesblätter nichts hören noch wissen wollte; von dem Lärm einer Zeit, der Frühens Forderung, in Weimar Rekruten werben zu dürfen, eine Staatsaktion bedeutete und der von den großen Ereignissen, von dem Schicksal, das in der Gestalt des Korsets über die Erde schritt, nach Wochen erst spärliche Kunde kam. Was würde er heute sagen? Sein Panamakanal wird gebaut, wie es voraus sah, von den Amerikanern, und wird in den kommenden Kämpfen um die Weltmacht von vielleicht entscheidender Wichtigkeit werden. Nach dem Handel mit China und dessen Nachbarreichen drängen sich alle Großmächte. Um ihn sich zu sichern, haben Britanien und Japan den Bund geschlossen. Die Vereinigten Staaten, denen noch der Kanal und die Flotte fehlt und die in den Philippinen eine gefährdete Flanke haben, müssen einstweilen wenigstens diesem Trugbund zulächeln, dem auch Frankreich, mit seiner Sorge um Nordwestafrika, Sudo-china und Madagaskar, sich gar nicht entziehen kann. England, Frankreich und Belgien bauen in China eine Eisenbahn, deren Besitz bald werthvoller werden muß als das in sämmtlichen Pachtverträgen Gewährte. Rußland ist, nach Englands Willen, von Japan geschwächt und dann, nur durch englischen Einfluß, auf die Bahn konstitutioneller Experimente getrieben worden (Nikolais Damen, die anglophile Dänin und die Britin aus Darmstadt, die, wie ich vor einem Jahr hier erzählte, längst den Verzicht auf die gefährliche Selbstherrschafft empfahlen, haben in London kluge Helfer gefunden) und wird nun vor die Frage gestellt, ob es in den neuen Trust eintreten oder auf mindestens zwei Jahrzehnte in Asien zur Ohnmacht verdammt sein will. Australien rührt sich noch nicht, kann eines nahen Tages aber zwischen England und Amerika optiren, wenn es vorher nicht durch neue, den Körper seiner Wirtschaft festigende

Bänder aus Rutterland geknüpft wird. Und Europa hat als Individualität zu leben aufgehört. Das schöne Konzert ist aus. Die alten Bündnisse sind zerfallen, nur als Kindertrost noch zu brauchen, die alten Kontinentalmächte von Lebensgefahr umlauert. Tag und Nacht klappert die Mühle. Portsmouth. Marokko. Deutsch-französischer oder deutsch-englischer Krieg? Franko-deutsch-russische oder franko-britisch-russische Triasformation? Ungarns Trennung von Oesterreich. Revolution. Konstitution. Strifes. Hoffskandale. Hätte unser Dichter dabei nicht das Einschlafen verlernt? Oder auch jetzt, mit dem majestic common sense, der ihm, wie einst dem stärkeren Menschenschöpfer aus Britenland, von unbekanntem Göttern verliehen ward, in all dem Geklapper das Wesentliche zu unterscheiden vermocht? ... Deutschland läßt sich den Schlaf nicht stören. Freut sich morgens und abends am Echo ferner Gewitter und streckt sich, mit dem Nachgeschmack der letzten Russengräuelmär auf der Zunge, behaglich zur Ruhe. Wenn der Dichter ins Philisterland wiederkehrte, fände er die wohlbekannten Bürger, die wohlbekannte Lust an Selbsttrug und Tand. „Mag Alles durcheinander gehn; doch nur zu Hause bleibt beim Alten.“

Wenns dabei nur bleiben kann. Das ist aber durchaus nicht gewiß; und deshalb sollten die paar ernsthaften Leute im Land dem Narrenhaufen endlich Schweigen gebieten und den Massensinn für das Wesentliche schärfen. Sollten sprechen: „Wir lassen uns die Lügen, offizielle, offiziöse und freiwillig geleistete, nicht länger mehr gefallen. Wir wissen, daß niemals, nicht unter Phokas noch unter Louis Napoleon, so dreist, so unaufhörlich gelogen, so systematisch jedes für die Nation wichtige Ereigniß entstellt worden ist wie heute bei uns; und habens satt. Jahre lang ließen wir uns einlullen und wädhnten, nur Grillenfänger und Klugschwäzger sähen den deutschen Himmel umdüstert. Aus diesem Wahn sind wir erwacht; und der Lärm, der uns aufrüttelte, hat uns erkennen gelehrt, wie viel schon verthan, unrettbar verloren ist. Nie war unsere Heimath in so gefährdeter Lage; auch der kleine Preußenstaat nicht, seit er gegen Bonaparte in Ost und West Bundesgenossen fand. Auf's Haar ist Alles so gekommen, wie Bismarck hundertmal vorausgesagt hat, den die Lügnerzunft drum wie einen enttäuschten Stellenjäger behandelte. Mit unserm Willen soll nicht noch mehr verloren werden. Ever Geschrei von der großen Zeit, von den herrlichen Errungenschaften und Persönlichkeiten, den Reden und Staatemännertthaten, denen die Welt andächtig lauscht, Eure Reklamefnisse und Komödiantenmädchen sind uns zum Eckel geworden. Auch Eure niederträchtigen Versuche, durch Sensationen, die Ihr aus aller Herren Ländern zusammenschleppt, das Volksgewissen zu täuben, die Blicke der Nation von den Dingen abzulenken, die allein für sie wesentlich sind. Laßt die Russen

ihren Nikolai verdauchen, die Magyaren an ihrem Borstenspeck und Vustadreck ersticken oder noch fetter werden. Noth zwingt uns einstweilen zu so ernster, so unauffchiebbarer Arbeit, daß wir nicht Zeit haben, anderen Völkern in die Löpfe zu gucken. Pfeift uns auch nicht mehr das Lied von dem Frommen, der nicht still in Frieden leben kann, weil es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Wir werben nicht um, rechnen nicht auf Liebe, sind selbst bereit, die Dummheit, das Strlichteliren des Nachbars zu unserem Vortheil zu nützen, und bezahlen die Wächterschaar nicht, damit sie sich müßig übertölpeln läßt, sondern, damit sie uns früh vor Fährniß warnt. Vermag sie Das nicht, dann müssen wir dafür sorgen, daß sie, ob heute die Gnadensonne sie noch so hell bescheint, morgen weggejagt wird. Da Czechen vom Hause Habsburg den Sturz jeder Regierung ertroßen, russische Juden, Studenten und Sektirer den Kaiser-Papst zur Wahl des ihm lästigsten Ministers zwingen konnten, wird das tüchtigste Volk Mitteleuropas wohl im Stande sein, sich fähige Geschäftsführer zu verschaffen. Leicht; und ohne eine Sekunde nur die wirklichen Rechte des ersten deutschen Fürsten anzutasten. Daß es bisher nicht gelang, ist Eure Schuld, Eurer pfißigen Schelmenkunst oder Eures fahrlässigen Leichtsinns. Seht seid Ihr gewarnt; und steht, wenn Ihr das Trügerhandwerk weitertreibt, als Landesverräther am Pranger". Spräche ein Fähnlein Aufrechter so, unermüdllich morgens und abends, dann bekämen wir Ruhe, brauchten nicht mit dem Geclapper im Ohr einzuschlafen und könnten uns, leis und ernst, wie es Ründigen ziemt, mit den Dingen beschäftigen, die dem Reich an die Haut gehen.

Die bringt jezt jede Woche; und wir hätten an den schon vorhandenen doch für Monde genug. Die letzte Dekade hat uns sogar Erfreuliches beschert. Erstens den Reichsgerichtspruch, der das Recht der biesterfelder Grafen auf das Fürstenthum Lippe endgiltig sichert. Wurde nun gefragt, was in diesem langen Hader, der den Grafen Ernst Casimir ins Grab ärgerte und dem alten Albert von Sachsen die letzten Lebenstage vergällte, aufs Spiel gesetzt ward? Warum deutsche Fürstensprossen, deren Rechtsanspruch keiner Instanz je zweifelhaft schien, unglimpflich behandelt, an Gräften brüskirt, von einem Schwager des Kaisers aus ihrem Erbe verdrängt werden mußten? Offen gesagt, daß in diesem Fall der Kaiser in betrübender Weise geirrt habe und solcher Zehler (dessen Nachwirkung an allen Fürstenhöfen noch fühlbar ist) sich nie wiederholen dürfe, auch wenn eines Tages die Rechtslage, etwa in Hessen oder in Oldenburg, noch so günstig schiene? Kein Sterbenswörtchen davon. An vielen Stellen aber die glatte Lüge, der Kaiser habe, als einer der ersten Gratulanten, dem jungen Fürsten Leopold zur Lippe ein „ungemein herzliches“ Telegramm geschickt. Eine unverschämte Lüge: der Fürst hat dem Reichsoberhaupt ehrerbietig den An-

tritt der Regierung gemeldet und der Kaiser hat höflich, doch so kühl geantwortet, wie er's nie that, wenn Herr Ballin ihm die Taufe oder Refordfahrt eines Schiffes angezeigt hatte. Zweite Freude: Auflösung der ostasiatischen Brigade. Ein verständiger Anfang; den gerade jetzt erst wirksam gewordenen Motiven zu dem Entschluß, die Truppen aus Tschili und der Chinesenstadt von Kiautschou zurückzuziehen, brauchte man öffentlich nicht nachzuforschen. Hatte aber wieder eine Gelegenheit zu ernster Rückschau. Was ist bei dem ganzen Abenteuer für Deutschland herausgekommen? Fünf Jahre lang hat die Brigade uns je zwölf Millionen gekostet; die Rechnung des eigentlichen Feldzuges war natürlich noch um ein sehr Beträchtliches höher. Alles pro nihilo. Um uns in China verhasst zu machen und bei dem Rennen um Bahnbauten und Marktplätze distanzirt zu werden. War der Ruf zu dem Kreuzzug nicht wirklich, wie er hier genannt wurde, ein Drogangelium? Nicht eine Silbe darüber. Lohnt's denn, über so alte Geschichten zu reden? Zu Haus wird von Regierung und Parlament unwürdig geknickert; in Asien und Afrika darf eine Milliarde nutzlos verpulvert werden. Daß die Brigade hingeschickt wurde und so lange blieb, war gut; daß sie nun aufgelöst wird, ist auch wieder gut. Amen. Und schnell die nächste Schüssel.

Ein Feiertagsgericht. Dem Marschall Moltke ist von dem in seiner Schule erwachsenen Heer in Berlin ein Denkmal errichtet worden; eins im Marmor vergeudenden Stil modischen Puppenstandes, von dem Parthenos und die Musen das Antlitz wenden. Die Inschrift hat, wie wir lasen, der Kaiser verfaßt: „Dem rechten Volk zur rechten Zeit der rechte Mann im rechten Streit. Gottes Würfel fallen, wie sie auch fallen, immer auf die rechte Seite.“ Der erste Satz ist nett und volksthümlich gereimt; im zweiten werden Bild und Gedanke nicht Jedem gefallen. Wenn ein Herrgott die rechte Entscheidung auswürfelt, ist das Mühen des weisesten Strategen im Grunde ja eitel; auch dem von einem Hofgeneral geführten Deutschenheer hätte ein allgerecht in den Wolken Thronender den Sieg nicht versagt. Einerlei. Aus der guten, feinen Zeit wehte am Tag der Enthüllung doch ein Hauch zu uns her. Die Truppen feldmarschmäßig oder im Dienstanzug (Helmbusch und Schärpe sind wohl für die Weihetage der Monarchendenkmale reservirt): nichts, was an Paradeputz erinnern konnte; das richtige Kriegerkleid für eine Moltkefeier. Die in der Armee für diesen Tag vielfach gefürchtete Beförderung Hellmuths des Neffen *bielo aus; schten, ein paar Wögen nach oer Waanoverkehrung, vikuelt nicht angebracht.* Und der Generalstabsober Graf Schlieffen hielt eine Festrede, deren Inhalt und Tonfarbe sich sehr angenehm von Allem unterschied, was wir sonst bei solchem Anlaß zu hören gewöhnt sind. Kein Spalierpathos, keine Ueberreibung; ein von zärtlicher, doch nicht blinder Liebe entworfenes Bild des

Römers aus Barchin. „Die Worte ‚selbst‘ und ‚ich‘ kannte dieser hohe Geist nicht“. Graf Schlieffen ist für den Abschied längst vorgemerkt. Immer wieder habe ich den Eindruck, daß unsere stärksten Charaktere und Intelligenzen heute im Heer zu suchen und zu finden sind. Wie hätte ein „Vertreter des unabhängigen Bürgerthumes in Stadt und Land“ vor solchem Denkmal, solchen Hörern gewedelt! Und dieser Redner hat nicht einmal gesagt, Moltkes wahrer Erbe sei der Kriegsherr, der die Schlachten zu denken und zu lenken vermöge.

An der Paradedafel im Weißen Saal sprach dann der Kaiser. Er hatte am Tag vorher von der „schweren Arbeit dieses Sommers“ gesprochen, den Reichskanzler gelobt (dem, in Norderny und Baden-Baden, die Arbeit hoffentlich nicht allzu schwer geworden ist) und gesagt: „Wir leben in einer Zeit, in der jeder wehrhafte junge Deutsche bereit sein muß, für das Vaterland einzutreten.“ Was er nach der Enthüllung des Moltkedenkmal's den Kommandirenden Generalen gesagt hat, darf nie ans Licht kommen. Beim Brunkmahl waren's nur ein paar kurze Sätze. „In aufrichtigem Dank gegen die Vorsehung ein stilles Glas, welches dem Andenken gewidmet ist des Kaisers Wilhelms Majestät größten General's.“ (So stand's im offiziellen Bericht.) „Das zweite Glas gilt der Zukunft und der Gegenwart. Wie es in der Welt steht mit uns, haben die Herren gesehen. Darum das Pulver trocken, das Schwert geschliffen, das Ziel erkannt, die Kräfte gespannt und die Schwarzseher verbannt. Mein Glas gilt unserem Volk in Waffen. Das deutsche Heer und sein Generalstab: Hurra! Hurra! Hurra!“ In diesen Worten schwingt kein Fanfarenton; auch in den dresdener Reden nicht. Der wehrhafte Deutsche muß immer, nicht jetzt nur, bereit sein, fürs Vaterland einzutreten; und nie gab es eine Stunde, in der das Pulver feucht, das Schwert stumpf, die Kraft lahm, das Ziel verkannt werden durfte. Die Reden haben auch nirgends alarmirend gewirkt. Da am nächsten Morgen arge Berichte aus Rußland kamen, gab's an der berliner Börse einen Kurssturz. Leute, die seit Monaten weit über Vermögen und Kreditfähigkeit spekulirt hatten, wurden durch die übertreibenden Meldungen nervös, sahen den oft angesagten dies irae dämmern und suchten schnell noch möglichst viel loszuschlagen. Die Furcht, die russische Anleihe, mit deren in Deutschland zu häufenden Beträgen man sich ein Weilchen aus der Geldklemme zu helfen hoffte, könne scheitern, schreckte auch ernstere Leute. Und wohlgezogene Reporter schrieben aufs Blockblättchen: „Die Börse stand ausschließlich unter dem Eindruck der Kaiserreden.“ Herr von Mendelssohn wußte es besser. In London und Paris blieb Alles ruhig. Die Herren Clemenceau und Jaures (des Kanzlers Kronzeuge, hélas!) wurden recht grob, Temps, Figaro und die Britenpresse recht kränkend ironisch; und in Deutschland klapperten die Mühlen. Vierundzwanzig Stunden da-

nach war nur noch von der glorreichen russischen Revolution die Rede. Wir sind ja für alle Fälle gerüstet. Eigentlich hat nur der gemeine Delcassé das Unheil angestiftet. Und schließlich war die Sache auch gar nicht so schlimm.

Ein Kanzler von zulänglichem Format hätte dem Kaiser gerathen, die Thatsache, daß Deutschland in eine üble Lage gerathen ist, nicht durch offizielle Erwähnung zu beglaubigen. Sollte das Mißgeschick aber bescheinigt werden, dann konnte der Kaiser kaum anders sprechen, als er gesprochen hat. Herausfordernd klang nicht; eher enttäuscht und resignirt. Nur gegen Angriffe, zum Ueberflus hats die Norddeutsche Allgemeine noch nachgetragen, sollen die Waffen dienen; und Niemand denkt daran, uns anzugreifen, wenn wir uns, wie der Bülow (Oriolus L.) so oft mit voller Stimmkraft gepiffen hat, mit dem Errungenen bescheiden. Niemand hat je daran gedacht. Eine Komödie der Irrungen nannte ichs neulich. Die Franzosen, denen Bismarck gesagt hatte, Deutschland habe in und an Marokko keinerlei Interesse, die aus Bülows erster Rede über ihren Kolonialvertrag mit England ungefähr das Selbe herausgehört und anno Kreta erfahren hatten, das Deutsche Reich wolle den Auseinandersetzungen der Mittelmeermächte fern bleiben, glaubten, seit der Wind anders blies, Marokko sei nur ein Vorwand, hinter dem sich die Absicht verberge, sie sanft oder gewaltsam zu knechten. An grotesken Fehlern, die sie in diesem Glauben stärken mußten, ließen es unsere Staatsweisen ja nicht fehlen. Der Senator Clemenceau hat in der Neuen Freien Presse erzählt, Guido Fürst von Donnersmarck sei nach Paris geschickt worden, um den Würdenträgern der Republik zu sagen, wenn sie die Wünsche des Deutschen Kaisers nicht erfüllten, werde das Germanenheer morgen gegen sie marschiren. „Die Thatsache kann nicht geaugnet werden. Ich könnte die Regirenden nennen, mit denen Fürst Donnersmarck gesprochen hat, und sofort seine Drohreden wörtlich citiren.“ Diese Behauptung ist am zweiundzwanzigsten Oktober veröffentlicht und bis heute nicht bestritten worden; kann auch nicht werden. Ist ein ärgerer Mißgriff denkbar? Der Bote, den man in Paris als Seladon der Paiva kannte und nie zu den ernsthaften Politikern zählte, war so falsch gewählt wie die Adresse der Botschaft. Ein Knabe, der den Eid und den Cinna durchstößt hat, könnte wissen, daß Franzosen Drohungen, auf die kein Streich folgte, noch schwerer vergessen als auf blutigem Feld erlittene Niederlagen. Ist's Wunder oder Sünde, daß sie nach Helfern ausschauten, die schon vorher angebotene Hilfe wenigstens nicht länger ablehnten? Ruchlose Todsünde, daß die Briten nicht ruhig zusehen wollten, wenn Frankreich geschwächt, von ihrer Seite gerissen, zu einem Vasallenstaat gemacht würde? The comedy of errors. Alles hat sich aufgeklärt. Fürst Guido hat sich mit den Parisern ein Späßchen gemacht.

Deutschland wollte nichts, will nichts, wird in alle Ewigkeit nichts wollen als Frieden und Freundschaft. Hat also auch keinen Angriff zu fürchten.

So lange es ohne expansive Politik auskommen kann. Den Weg dazu hat es sich in drei Lustren hastiger Arbeit nach allen Regeln der Kunst verbaut; unter stetem Triumphgeschrei. Das ist der Punkt, auf den es ankommt. Der muß erkannt sein, ehe die Frage, „wie es mit uns in der Welt steht“, aufrichtig und ausreichend beantwortet werden kann. Kein Wort des Kaisers ist mir je so unbegreiflich gewesen wie die Aufforderung, „die Schwarzseher zu verbannen.“ Ahnt er nicht, wie viele Schwarzseher täglich vor seinen Blick treten? Daß ihre Zahl in den höheren Kommandostellen des Heeres besonders groß ist? Daß Bismarcks Prognose für die Wirkungen der neowilhelminischen Reichspolitik viel düsterer lautete als die irgend eines Jüngerer? Und wer darf heute leugnen, mit gutem Gewissen heute noch, daß alle sichtbaren Thatfachen für das richtige Augenmaß dieser Pessimisten zeugen? Nur ein auf steiler Höhe Einsamer, dem man die Wahrheit verbirgt. Denn auch heute tout dépend de la manière dont on fait envisager les choses au roi.

Dem Erztruchseß, der am Tisch der Majestät die Wahrheit zu serviren hätte, fehlt wohl nicht der gute Wille, doch sicher die Gabe, Werden und Vergehen früh wahrzunehmen; die also, die erst den Staatsmann macht. Er gilt nie für unklug, weil er nie, nach Rivarols hübschem Wort, vierundzwanzig Stunden früher als die Durchschnittsmeinung Recht hat. Vor anderthalb Jahren war ihm zu Muth wie Boffens Mädchen im Mai: „Seht den Himmel, wie heiter!“ Sicheres Bundesverhältniß mit zwei Großmächten; freundschaftliche Beziehungen zu fünf anderen Mächten; mancherlei Kombinationen möglich und an Isolirung gar nicht zu denken. Damals war ich so unfreundlich, an Bismarcks Vergleich zwischen Duncans Kämmerlingen und den in großen Reichen zum Wächteramt Berufenen zu erinnern; aus Bosheit, versteht sich, und ohne eine Ahnung von der wirklichen, uns märchenhaft günstigen Weltkonstellation. Darf ich einen Augenblick zurückblättern? Der Kanzler hatte im Reichstag über den Kolonialvertrag der Westmächte gesprochen; und hier hieß es: „Wir sind auch jetzt allein stark genug, um als saturirter Staat ruhig fortzuleben. So nannte Bismarck sein Reich, um die Nachbarschaft zunächst einmal zu schwichtigen, um den Verdacht wegzuschmeißen, das neue Imperium habe wilde Erobererpläne. Aber wir sind nicht saturirt. Und expansive Politik können wir nicht auf eigene Faust treiben; nicht in einer Zeit der Fusionen und Syndikate. Wir konnten nicht, so lange das franko-russische Bündniß uns hemmte, und werdens künftig erst recht nicht können: denn dieser Zweibund soll nun zu einem großen antideutschen Trust erweitert werden. Das

ist der Zweck des franko-britischen Vertrages. Er soll Rußland zum Beitritt nöthigen. Großbritannien fühlt, daß die Stunde gekommen ist, in der es sich mit Rußland für fünfzig, vielleicht für hundert Jahre über die asiatischen Fragen mit Vortheil verständigen kann. Alle drei Mächte haben gemeinsam das dringende — politische und wirthschaftliche — Interesse, Deutschland zu schwächen; das wirthschaftliche, weil es auf den Weltmärkten ein unbequemer Konkurrent, das politische, weil es ein Element der Unruhe ist. Deshalb möchten sie sich gegen das Deutsche Reich syndiziren . . . Sie denken: Die Deutschen merkens wohl nicht, wenn wir ihren Kaiser nur überall mit dem gehörigen Pomp und Glanz empfangen, und immer sagen, daß wir sie um ihn beneiden. Wenn der antideutsche Trutz zu Stande kommt, wird er dem Deutschen Reich nicht den Krieg erklären, nicht den frankfurter Friedensvertrag zu zerreißen, sondern den Deutschen ganz sacht die Möglichkeit lohnender Expansion abzuschneiden versuchen. Wie es die Industriellen machen, wenn sie einen Pool oder eine Fusion beschließen, um einer unruhigen Konkurrentin, die das Geschäft stört oder verdirbt, die Kundschaft abzujaugen. Dann sähen wir mit unserer rasch steigenden Bevölkerungsziffer, unserer stolzen Exportindustrie fest und fänden nirgends einen offenen Markt, der unserem Bedürfnis genügt, nirgends eine Kolonie, aus deren Boden neuer Reichthum keimen könnte.“ Das war am dreiundzwanzigsten April 1904 hier gedruckt. Und natürlich ganz falsch. Zwei Verbündete, fünf treue Freunde, mancherlei Kombinationen möglich. Mit Delcassé's Frankreich standen wir auf bestem Fuß und Dank Eduard war bald danach in Kiel der Held der Regattatage. Ueberlegte vor all den auf der Fährde vereinten Panzern vielleicht, ob Britannia, die, wenn Amerika den Panamafanal gebaut hat und auf zwei Ozeanen mit einer Schlachtflotte operiren kann, der gefährlichste Gegner bedroht, die Deutschen nicht schnell an der Stärkung ihrer Marine hindern müsse; und wie Frankreich wohl für solchen Plan einzufangen sei. Ein Jahr danach war ihm von uns der Sozius geworben.

Soll's wirklich so weitergehen? Erwiesen ist, daß nicht fremde Satanskunst, sondern eigene Schuld uns das Mißgeschick herausbeschworen hat. Erwiesen, daß der Narrenlärm, der längst bekannte, längst öffentlich erörterte Geschichten wie neuen, nun erst enthüllten Grausungelle, kommandirt ward, weil die Schlappen einer schlechten, über alle Vorstellung thörichten Politik verborgen werden sollten. Mancher Deutsche wird finden, es sei genug. Und keiner so schwarzichtig sein, daß er zu glauben vermag, Männer, die sich selbst achten wollen, könnten durch Kindermären und Meßbudenzerstreuung die Ration fernor noch hindern, sich um ihre wesentlichen Angelegenheiten zu kümmern.



Musikkritik.

Was ist Kritik? Wenn man in zwei Minuten Alles genau weiß“, heißt es in der Musikanten- und Kritikergeschichte „Wunibald Teinert“ von Georg Münzer. Das ist eine halb witzige, halb spitzige Geschichte; und halb witzig, halb spitzig gemeint ist auch diese „Wenn“-Definition. Dem angeblichen Anspruch und der angeblichen Nöthigung der Kritik, in zwei Minuten Alles zu wissen, ist aber in letzter Zeit auch bitterernst zu Leibe gerückt worden. Ein Aufsatz im letzten Jahrbuch der Musikbibliothek Peters, „Das ästhetische Urtheil und die Tageskritik“ betitelt, faltet so finster die Stirn. Jetzt weiß man in zwei Minuten genau, wie Kritik, speziell Musikkritik, nicht sein soll. Nicht das innere Gewicht des Aufsatzes verlockt, von ihm zu sprechen. Aber man darf ihn nicht übersehen: die hier vertretenen Ansichten hat ein Kritiker ausgesprochen. Dr. Richard Wallaschek, der Verfasser, gehört zur Gilde, ist wiener Musikkritiker oder war es wenigstens. Aus den Reihen der Kritik sei auch geantwortet, nicht feierlich, nicht methodisch; recht zwanglos.

Wallaschek betrachtet die Bedingungen, unter denen die Musikkritik ihres Amtes walten müsse, und gelangt zur Verwerfung des von ihr Geleisteten. „Unter den heutigen Verhältnissen ist der kritische Bericht eine Nichtachtung des Kunstwerkes, ein Ruin für Den, der ihn schreibt, und ein Betrug am Publikum.“ Das ist ein stark instrumentirter Satz. Erschreckt fragen wir diesen folgenschweren Verhältnissen von heute nach. Lösen wir den Kern aus dem Urtheil: Der Musikkritiker des großstädtischen Tageblattes hat zu viel zu hören und zu rasch zu schreiben. Zu viele Eindrücke stürmen auf ihn ein, ruhige Aufnahme, sichere Verarbeitung verhindernd; er gleicht dem berufsmäßigen Weinkoster, der den Wein nur auf die Zunge nehmen kann, was aber nicht genüge, wenn eine ganz neue Sorte, also etwa eine ganz neue Symphonie, des Urtheiles harre. Bilder und Gleichnisse, diese unschuldige Freude der Autoren, erzeugen nie ernste Beweisführungen; und man möchte sofort Wallascheks Weinkritiker, wie seinem Musikkoster zurufen, daß sie eben, wo es noththut, trinken, ehrlich trinken müssen. Freilich: was von der Ueberbürdung des Musikkritikers gesagt wird, ist richtig. Diese Ueberlastung ist da und sie ist sehr beklagenswerth. Thatsächlich kommen in Wien — in Berlin ist noch schlimmer — drei bis vier Konzerte auf den Abend, dazu die regelmäßigen Opernvorstellungen; musikalische Mittagslustbarkeiten laufen nebenbei. Außerdem mahnen die beliebten Gedenktage, schrecken die Todesfälle auf, halten die Literaturbesprechungen in Athem. Schon Bülow nannte einmal das Los des Referenten, der drei bis vier Konzerte hören und noch vor Mitternacht schreiben soll, schlimmer als das eines Tramwaykondukteurs. Damit ist an ein Stück sozialer Frage des Musikkritikers gerührt; und die Tramwaykondukteure des Konzertsaales

hätten alles Recht, auf bessere Arbeitsbedingungen zu dringen. In der Praxis fehlt es übrigens nicht an Milderungen; weitere Erleichterungen lassen sich denken. Die meisten großen Blätter stellen ihrem Musikreferenten eine entlastende Hilfskraft an die Seite. Der Berichtstoff erfährt schon jetzt nothwendig Einschränkungen; er vertrüge weitere Begrenzung. Entspricht denn wirklich diese laufende Berichterstattung über Vieder-, Klavier- und Kammermusikabende, selbst über die sich häufenden Orchesterkonzerte einem Bedürfnis? Weber dem des großen Blattes, das sich den Raum dazu abkargt, noch dem des ernst zu nehmenden Lesers. Nicht das sich normal in das öffentliche Musikmachen eingliedernde Begebeniß, nur das hervorragende, sich distinguirende Ereigniß hätte Anspruch auf kritische Erörterung in der Tageszeitung. Und streng hätte sich die Nachricht von der Kritik zu scheiden. Alljährlich kehren die selben mehr oder minder namhaften Virtuosen wieder. Genügte da nicht der Regel nach eine Personalnotiz? Ich unterlasse die Aufzählung jener allzu häufigen Musikaufführungen, die wie Ehrungen verdienter Mitbürger, Familienfeste oder Unfälle zu behandeln wären. Wie viel bliebe noch immer für den Kritiker zu thun! Mit oder ohne Ueberbürdung ist es seine eigentliche Tragik, Tag vor Tag Musik und nur Musik hören zu müssen. Octave Nitbeau erzählt in seinem „Jardin des supplices“ von der furchtbaren Marter der „Glocke“. Die große Glocke wird Tage lang ununterbrochen geläutet. An den Schallmantel aber ist das Opfer festgeschnallt, dessen Ohr unaufhörlich von dem Gedröhn getroffen wird, dessen Körper, zu Tode gepeinigt durch die Schwingungen des Glockenungeheuers, erbarmungslos mitschwingt. Der Musikreferent kennt diese Glocke und ihre Qualen.

Aber all Das gefährdet seine Nerven, nicht seine Gewissenhaftigkeit, nicht sein Pflichtgefühl, nicht sein Talent. Aus der wachsenden Arbeitsmenge darf man nicht ohne Weiteres ein zwingendes Gezeg der Verschlechterung der Leistung ableiten. Wallaschel selbst zieht einmal die ärztliche, die richterliche Thätigkeit zum Vergleich mit der kritischen heran. Der Arzt stellt Diagnosen, der Richter fällt Urtheile. So wenig die Leistung des Richters, der viele Fälle an einem Tag zu erledigen hat, oder die des beschäftigten Arztes, der sein Ordinationszimmer gefüllt sieht, von Krankbett zu Krankbett eilt, unter der Fülle von Eindrücken leiden darf, so wenig darf es die diagnostizirende und urheilende Thätigkeit des Kritikers. Ganz im Gegentheil: die reichere Praxis schärft den Blick, fördert die Sicherheit des Urtheils. Man darf auch nicht vergessen: meist sind es Durchschnittsfälle. Die geläufigen Uebel überwiegen, die gewöhnlichen gesungenen Katarthe, die herkömmlichen gezeigten und gehämmerten Dyspepsien, der übliche komponirte Grobe Unfug. Der neue, außergewöhnliche Fall kommt selten. Kommt er aber, so wird sich der gewissenhafte Kritiker von ihm nicht überraschen lassen, ihn auch nicht sofort er-

lebigen. Das neue Tonwerk — nur um dieses kann es sich handeln — fällt ihm auch nicht unversehens zur Thür herein. Gerade dagegen sträubt sich Wallaschel unbegreiflicher Weise, wohl um seine pessimistische These zu retten. Er will dem Kritiker nicht die Vorbereitung gestatten; er stellt das Postulat des „unbefangenen, reinen Eindrucks“ auf. Mit Verlaub: Das existirt gar nicht. So wenig wie der „unvorbereitete naive“ Zuhörer, der bei Wallaschel auftaucht, dieses beliebte Phantasiegebilde der „Schaffenden“, die Wolkeninslang, an die sie so gern appelliren. Dieser naive Zuhörer läßt, wo er vorhanden ist, noch heute den Don Juan durchfallen und labt sich am „Trompeter von Säckingen“. Musik braucht, trotz Wagner, mehr als „Gefühlsortständniß“ und es giebt im Grunde gar kein solches, das von Phantasie und Verstandesthätigkeit gelöst wäre. Jedes Kunstwerk setzt voraus (und das musikalische ganz besonders), jedes hat seinen begrenzten Kreis von Genießenden und Verstehenden. Aber man sehe den Großstadthörer an. Bringt er nicht seine Erfahrungen, seine Vergleiche mit und wird ihm nicht am Eingang des Konzertsaales das weiße Programmbuch in die Hand gesteckt? Der Kritiker ist wenigstens ein in seinem Bildungsgang vorbereiteter Hörer. Nur um so besser, wenn er nicht nur allgemein, sondern ganz speziell für das aufzunehmende Neue vorbereitet ist.

Diese Vorkenntniß wird durch die Natur des musikalischen Kunstwerkes unbedingt erfordert. Musik tritt als vertrauendes und verklingendes Nacheinander ins Leben, zu dessen Auffassung nicht das geschulte Gedächtniß, das in der Welt der Begriffe thätig ist, zu Hilfe kommt. Das Musikalisch-Neue bringt seinem eigentlichsten Wesen nach neue Formen, denen kein im Augenblick sicher arbeitendes Vermögen der Verknüpfung gegenübersteht. Um so wichtiger der Vortheil der Partitur. Sie sagt dem Kenner alles Wesentliche und sie sagt mehr von dem Tonwerk aus als etwa das Buch von dem unangeführten Bühnenwerk. Mit Hilfe seines Flügels vermag sich der Kritiker schon vorher kleine Aufführungen zu verschaffen, vollständig in die Zeichnung einzudringen, wenn auch nicht in das Kolorit. Mit dem Notenbild, mit dem Gang des Stückes vertraut, hört er doch ganz anders. Das sind Gemeinplätze. Und geben nicht Hauptproben ein vollständiges Bild? Wer nach den Proben von „Carmen“ die Bedeutung dieser Oper für die Musikgeschichte vorausgesagt hätte, fragt Wallaschel. Wer nach der Aufführung, wer nach zehn Aufführungen, frage ich. Wallaschel giebt allenfalls das Studium nach der Aufführung zu. Auch gut. Aber wird nicht auch dieses den „unbefangenen, reinen Eindruck“ modifiziren? Der Musikkritiker hat sich vor, nach und während der Aufführung in das neue Werk einzuleben; je mehr, desto besser. Nur dann ist die analytische Behandlung möglich, der bei Musik der Vorrang gebührt von der nur raisonnirenden, reflektirenden. Auch die genaueste Kenntniß macht freilich noch nicht zum Urtheil fähig. Der Dirigent, der Westeingeweichte,

ist datum gewiß noch nicht der beste Beurtheiler des Werkes. Kritik ist eine Kunst und bedarf als solche einer besonderen Veranlagung. Das kritische Urtheil ist in seiner allerersten Gestalt oft so wenig ohne Inspiration möglich wie der schöpferische Akt. Bei einer jüngst veranstalteten Umfrage über „Kritik“ hat auch einer unserer jüngeren Komponisten der willkommenen Aufforderung zum Tanz mit dem Satz entsprochen: „Alle Künstler sollten Rezensenten werden; doch Das würden sie nicht wollen. Alle Rezensenten sollten Künstler werden; doch Das würden sie nicht können.“ Gemach; auch die Künstler würden nicht können, wenn sie wollten. Es giebt neben einer Genialität des Schaffens so Etwas wie eine Genialität des Genießens und Urtheilens. Das inspirierte Erkennen und Werthen überfällt den Kritiker ohne Rechnen, ohne Klügeln, in dem oder jenem Stadium der Betrachtung, oft unvoermuthet und bliprasch. In diesem Sinn verliert auch die schellenklingelnde Definition aus „Wunibald Zeinert“ ihr spöttisches Gesicht. Kritik ist dann wirklich die Kunst, in zwei Minuten Alles zu wissen.

Zur Formulirung des Urtheils, zu der sich anschließenden schriftstellerischen Arbeit bedarf es allerdings längerer Zeit. Aber rasch Urtheilen und rasch Schreiben ist Zweierlei. Das unterscheidet Wallaschek nicht genug. Die Hast, womit der Tageskritiker in manchen Fällen sein Urtheil zu Papier bringen muß, könnte doch nur die Form, die Darstellung, die Klarheit nachtheilig beeinflussen, nicht das Urtheil selbst verfälschen. In Wahrheit ist jedoch die unmittelbare Berichterstattung des Musikkritikers nicht vor wichtige Entscheidungen gestellt, am Wenigsten vor solche über das „Neue“. Der zusammenfassende Konzertbericht reißt in Ruhe aus, in Novitäten der Opernbühne und des Konzertsaales wird nicht mit Nachteilzügen eingefahren. Die Nachnotiz sagt in den allermeisten Fällen wirklich nicht mehr, als der erste Eindruck sagen kann. Trotzdem ist der Nachtbericht mit Recht gefährdet; und ein Nervenberuhigungsmittel ist er nicht. Der Kritiker muß sich, nach Stunden erregter Aufmerksamkeit, in wachgewordener Sensibilität, zu später Nachtzeit in den Journalisten verwandeln, ohne aufzuhören, Schriftsteller zu sein. Das ist nicht leicht. Das kann nicht Jeder. Und Tageskritiker heißt also eigentlich der Mann, der ein Nachtkritiker ist. Aber eine Frage im Ernst: Wird in den Musikzeitschriften, die in bequemen Zeitabständen erscheinen, besser Kritik gemacht als in den großen Tagesblättern? Dort kann doch der Referent ruhig verdauen, wie die Schlange in der Sonne. Und doch ist stets über Form und Inhalt der Kritiken unserer meisten Musikzeitungen am Beweglichsten geklagt worden.

Wallaschek schweigt aber ganz von dem in genügender Frist dem künstlerischen Ereigniß nachfolgenden Aufjag, vom Feuilletton, und er sollte doch wissen, welche Bedeutung gerade diesem in den großen Tageszeitungen beigelegt wird. Der Vorwurf nothgedrungener „Oberflächlichkeit“ hält nicht

Stand vor dem musikkritischen Aufsatz, der speziell in Wien mit Ernst und Sorgfalt gepflegt wird. Nicht nur in der Form, wie man gern einzuschränken pflegt; er dringt auch tief in die Sache ein. Akademische Lehrer, Bibliothekare, Archivare und andere Beamte der Wissenschaft pflegen mit bureaukratischem Hochmuth gerade auf den kunstkritischen Aufsatz vom Tage herabzusehen; und der professionelle Buchmacher glaubt vollends, eine Welt liege zwischen ihm und einem dem Tage dienenden Kunstschriftsteller. Vielleicht unterscheiden sich heute die Erzeugnisse Beider nur durch die längere oder kürzere Frist, binnen deren sie vergessen sind. Vielleicht ist es redlicher und nützlicher, aus einigen Duzend älterer Bücher ein lesbares Feuilleton zu machen als ein angeblich neues, überflüssiges Buch. Vielleicht steckt im Zeitungsaufsatz oft mehr Originalität und Ideenreichtum als in den ein dürres Gedankenknöchelchen abknuspernden Produkten des modernen Buchgewerbes. Und vielleicht steckt der Tageschriftsteller nur in der Bequemlichkeit der Spezialisierung zurück, die irgend einem braven Bibliothekar sich mit allen edlen und unedlen Körpertheilen einer fragwürdigen, womöglich in die Römerzeit zurückreichenden Musikgeschichte der Stadt Hofemüchel zu widmen gestattet. Das Buch von heute wird nicht selten des Buches wegen geschrieben; es soll als Legitimation, als Befähigungsnachweis, als Aushängeschild, als Beförderungsmittel dienen und will gar nicht gelesen, sondern besprochen sein. „Wenn ich Etwas nicht verstehe, schreibe ich ein Buch darüber“, sagte Lorenz von Stein, der Nationalökonom, scherzend. Viele könnten sich in solchem Fall mit einem Feuilleton begnügen.

Welches neue Musikwerk von Bedeutung ist denn in den letzten Jahren gesteigerter Musikhege in den großen Städten übersehen, mißverstanden, verkannt worden? Die Sünden, die man gern in dieser Richtung der Musikkritik antreidet, würden gerade in bessere, ruhigere Arbeitszeiten zurückreichen. Eins ist freilich sicher: das Geschäft des Musikreferenten erheischt heutzutage vollständige, ungetheilte Widmung. Einst war es möglich, dieses Amt neben anderen, ersprießlicheren Dingen zu betreiben. Heute hält es das Opfer ganz in den Klauen, legt seinen Tag in Beschlag, verkürzt ihm die Nachtruhe. Aber nur der Kritiker leidet unter der Peitsche der Tagesarbeit, nicht das „ästhetische Urtheil“. Wenn das Klage lied von der bedrohten Reinheit des Urtheils angestimmt sein sollte: an wie ganz andere typische Erscheinungen der großstädtischen Tageskritik hätte sich eine schwarzleberische Auffassung zu stoßen! Die Auswahl ist reich. Da ist die Verquickung der Musikkritik mit dem Reporterthum, das, der eigentlichen Aufgabe nicht gewachsen und auf die „Information“ bei Kapellmeister und Künstlern angewiesen, aus dem Gesichtswinkel des „persönlichen Einflusses“ operirt, die Sensation züchtet, auf die „Entdeckung“ aus ist. Da ist die Parteikritik in allen Farben, die förmlich unbefangene ihre Befangenheit zur Schau trägt, das Schriftführerthum für

Komponistengemeinden, Komponistenvereine und musikalische Körperschaften, die typische Losgeherkritik in steter effektkundiger Entrüstungspose, stets über den Zaun nach dem kritischen Nachbar schießend, über die eigenen Blößen hinweg, — und da ist noch die ganze bunte Reihe bedenklicherer Spielarten. Und doch: wer dürfte deshalb die Gesamtleistung der Tageskritik verurtheilen? Veräde als letzte, allgemeine Institution schließt die moderne Zeitungskritik die Korrektur in sich für alle ihr anhaftenden Gebrechen. Diese Gesamtheit von Beurtheilern bildet eine Art Publikum von Kritikern, das sich Kunst und Künstlern gegenüber auch so verhält wie solche heterogene Masse, ein Chor, der schließlich nur als Ganzes wirkt und bedeutet. Hier und da mag eine Stimme heller hervorkönen, weil sie von der Kraft der Argumente oder mindestens von überzeugender subjektiver Wahrhaftigkeit getragen wird.

Das verdrießliche Kapitel von Zweck und Aufgabe der Kritik will ich heute nicht aufblättern. Kaum richtig ist's aber, wenn Dr. Wallaschel alles Gewicht auf das „Urtheil“ als solches legt, vom Kritiker in erster Reihe die Auskunft verlangt, „wie es ihm gefallen habe“. Solche Neugier ist nicht schmeichelhafter für Den, der sie hegt, als für Den, der sie befriedigen soll. Der kluge Kritiker wird den Schwerpunkt vom subjektiven, veränderlichen Geschmacksurtheil nach der Betrachtung des Objektes hin verrücken. Insbesondere der Musikkritiker fühlt, daß er, wenn überhaupt, noch immer nöthig ist, um das Werk zu zergliedern, um ästhetisches und historisches Material herbeizubringen. Allerdings kann ihm nicht entgehen, daß in unserer Zeit, wie in einem letzten Anprall ausschweifenden Kraftbewußtseins, die Kritik und die Emanzipation des Publikums von der Kritik zusammenstoßen. Die Tage, da der Kritiker als Richter gelten zu können glaubte, als Regulator des Geschmacks, als „Führer“, und wie die im Grunde brutalen Funktionen sonst heißen, sind vorüber. Sucht die Kritik heute nach ihrem tieferen Zwecke, so mag sie sich allenfalls mit dem Bewußtsein bescheiden, an dem sozial wichtigen Prozeß befreiender und klärender öffentlicher Meinungsäußerung mitzuwirken. Mit geschwelltem Selbstgefühl wohlleben läßt es sich heute nicht als Kritiker, als Musikkritiker am Allerwenigsten. Ist doch schon kritische Begabung kein beglückendes Geschenk der Natur. Sie verleiht eine Art Zweites Gesichtes; die Seher aber küßen nach Dante in der Hölle. Spärlich zugemessen sind die Augenblicke, da die gesteigerte Empfänglichkeit auch gesteigerte Lust bewirkt. Die Gabe erkället, macht einsam, zumal den Selbständigen, Unabhängigen. Wer redlich ist, lernt Demuth. Er fühlt den Widerhaken in der Sendung, unaufhörtlich auf Vollkommenheit bestehen zu müssen. Alles, was er thun kann, ist: sich warm und wahr zu erhalten. Resignirt tritt er unter die unerbittlich schwingende Ratterglocke Niebeaus: die Saison beginnt.

Corot = Courbet. *)

Sie der echten Idylle gehört das Ewig-Weibliche. Corot blieb sein Leben lang Junggeselle; aber der Grund, der Menzel zum gleichen Stande trieb, war nicht der seine. Der Passion, von der Menzel zu wenig hatte, besaß Corot zu

*) Vor ein paar Wochen fragte mich, in einem hier veröffentlichten Brief, Herr Meier-Graefe, was er gegen einen Redakteur der Münchener Neuesten Nachrichten thun solle, der ihn unanständiger Gesinnung verdächtigt habe. Ich rieth, gar nichts zu thun und bei vorwärtsführender Arbeit zu bleiben; und freute mich, als, nach dem Erscheinen dieses kurzen Briefwechsels, der vielgeschmähte Percy der Kunstkritik, dem wir doch die schöne „Entwicklungsgeschichte“ verdanken, von der münchener Redaktion eine unzweideutige Ehrenerklärung erhielt. Freute mich noch mehr, als er, wieder an der Nar, auf einem kleinen Grenzfeld seines Kampfplatzes einen nicht wegzuleugnenden Sieg erritt. Meier-Graefe hatte Böcklins Selbstportrait (mit dem siebenden Tod) dem Bryan Luke Holbeins (mit Tod und Stundenglas) verglichen und das Werk des alten Meisters thurmhoch über das des neuen gestellt. Der Konservator der münchener Pinakothek, Herr Dr. Voll, der kein Böcklinbewunderer ist, glaubte nun, beweisen zu können, daß auf Holbeins Bild Stundenglas und Tod erst im siebenzehnten Jahrhundert nachgemalt seien, man bei diesem Bild also von einer „Einheit“ nicht reden dürfe. Der Beweis scheint mir gelungen; und Boll's Argumente wurden in der Presse eifrig gegen den schlimmen Böcklinseföhder verwerthet. Der antwortete (im Oktoberheft von Cassirers „Kunst und Künstler“) sehr geistreich und sachkundig, wie mir scheint. Konnte zur selben Zeit sich aber einer Entdeckung rühmen: der Tod auf Böcklins Selbstportrait ist nämlich hinzugemalt, als das Bild schon fertig, schon lange ohne diese That bekannt war. Das ist nicht zweifelhaft; auch von Voll zu gegeben. Zeugt solche Entstehungsgeschichte gegen die Einheit eines Gemäldes, dann muß sie dem böcklinischen, dem Meier-Graefe sie abgesprochen hatte, sicherlich fehlen. Bei Holbein ist der Streit also noch sub judice (mein Latenurtheil ist unerheblich und Bayernsborfer Boll's berühmter Vorgänger, hatte das Bild zu den erlauchtesten Werken gezählt), bei Böcklin aber im Sinn Meier-Graefes entschieden. Die Frage nach dem Kunstwerth der beiden Bilder wird durch historische Beweise und Hypothesen freilich nicht beantwortet; Meier-Graefe hatte seinen Tadel Böcklins und sein Lob Holbeins auch nur ästhetisch begründet. Da man gegen ihn in hundert Zeitungen aber die Hypothese Boll's wider ausgenützt hatte, mußte man eigentlich doch auch seinen Beweis gegen Böcklins siebendes Gerippe gelten lassen. Daß es nicht geschah, daß dieser Beweis einfach totgeschwiegen wurde, wird durch die Presssitten unserer lieben Heimath hinlänglich erklärt. Der wichtigste Ertrag der Debatte ist: Böcklin hatte nur sich mit Palette und Pinsel gemalt und hat später erst, als die berliner Freunde ihn fragten, worauf der Portraitirte denn mit so gespanntem Ausdruck lausche, den grausen Fiedler aufs Bild gebracht. . . Inzwischen ist Herr Meier-Graefe fleißig gewesen; sein Menzelbuch ist fertig und sein „Corot-Courbet“ erscheint nächstens (im Insel-Verlag). Dieses Buch (aus dem ich, auf Wunsch des Autors, hier ein paar kleine Bruchstückchen veröffentliche) wird auch die Leute, die der ehrfurchtlose Kampf gegen Böcklin abgeschreckt hatte und die deshalb die „Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst“ nicht lasen, erkennen lehren, daß Meier-Graefe weder ein blinder Parteimann noch ein Herostrat ist, vor dem die Zeuilletonpatrioten die mit den heiligsten Gütern deutschen Gemüthes vollgestopften Zempel bewahren müssen.

viel, um sich an einer einzigen Flamme zu wärmen. Das Frau-Frau des Ateliers seiner Mutter wurde er nie wieder los; noch im spätesten Alter war er von Frauen umgeben. Er erinnert an Goethe. Auch seine Bilder waren Gelegenheitsgedichte; und sie kamen spontan, wie dem verliebten Dichter die Verse. Man könnte glauben, er habe sich erst ganz gefunden, als er die Nymphen entdeckt hatte, und sei erst mit vierzig Jahren Herr seiner selbst geworden. . . Den Mann ließ er Millet. Selbst wo Millet die Frau malt, giebt er das Männliche an ihr, die Arbeitsgefährtin des Mannes. Corot dagegen weicht sich dem anderen Geschlecht; und wo er Männer malt, begnügt er sich, schöne Bilder zu geben. Schon während seines ersten Aufenthaltes in Rom entstanden zahllose Frauen aus dem Volk neben sehr wenigen Männern. Er malte sie zuerst, wie die Landschaft, mit denkbar größter Sachlichkeit, achtete auf das Kostüm und benützte es zu koloristischen Effekten. Nachher, in Paris, zeichnete er alle hübschen Modistinnen, die ihm in den Weg kamen, und fand aus hundert zärtlichen Gesten seinen Typ, das Mädchen, dessen Gesicht man nicht genau im Gedächtniß hat, von dessen Körper man kaum ein paar Linien ahnt, von dem man kaum etwas Anderes weiß, als daß man, als sie vorüberging, das Glück in den Augen hatte: eine Nymphe. Wie Collin von ihm sagte, malte er nicht die Natur, sondern seine Liebe zu ihr, und so malte er zumal die Natur, die sich ihm in der Frau darbot und die viel mehr im Centrum seines Schaffens stand als irgend etwas Anderes.

Zu Rom studirte er die Frau nicht mehr, wie fünfzehn Jahre vorher, als Selbstzweck, sondern als Stilelement des künftigen Bildes. Ingres, der bis 1841 die französische Akademie in Rom geleitet hatte, übte damals auch auf Corot einen sozusagen lokalisirten, aber nicht unwesentlichen Einfluß. Im Salon des Jahres 1843 stellte Corot eine liegende Odaliske aus, der das berühmte *Louvrebild* Ingres' als ideales Vorbild gedient hatte. Das Bild, heute in der Sammlung Hazard, umfaßt nicht ein Drittel der Odaliske von Ingres. Es ist auch ärmer an Pracht, ohne die aus Neugierde abgewogene Reinheit der Arabeske. Dafür wirkt es fleischer, menschlicher, thatächlicher und zeigt schon den Weg, auf dem es Corot gelingen sollte, den großen Klassizisten zu übertreffen. Ingres' glänzende Gestalt vereinigt alle Pracht der Modellirung und des Umrisses. Aber sie athmet nicht. Jrgendwo meldet sich in der Seele selbst des begeistertsten Betrachters die Wahrnehmung, daß diesem Reichthum Etwas mangle, das nichts mit den Details, mit der Linie oder der Modellirung zu thun hat, das der Art dieser ganzen Kunst fehlt und ihr fehlen muß. Es ist der alte Unterschied zwischen der Arabeske eines Quattrocentisten und der Malerei eines Rembrandt. So geschmeidig dient bei Ingres die Linie dem räumlichen Reiz, daß man vergißt, eine höchst berechnete, schematische Wirkung vor sich zu haben. Nur wenn man einen Künstler von der anderen Seite daneben hält, merkt man, wodurch der natürliche Instinkt des Malers diese Gestaltung übertrifft. Corot — wie später Renoir — wollte das Maximum einer Komposition behalten, aber nicht auf den Lebensnerv des Malers, die Wirkung durch die Theilung der Malfläche, verzichten. Die Gestalten Ingres' sind schöner als alle Corots, aber sie sind ewig für sich allein, ohne Licht und Luft, glänzende Gegenstände. Darauf kam es Corot an, diese schönen Toten zu beleben. . . Bis in die siebenziger Jahre reicht die aufsteigende Entwidlung seiner Odalisten; seine Ausbildung des Typs, sondern der Malerei. . . In den fünfziger Jahren wächst

der Körper zu breiteren, mächtigeren Formen. Und man glaubt, wahrzunehmen, wie das Wachstum vorwärts schreitet, immer größere Reize entfaltend. Die Formen runden sich, die Glieder lernen die Bewegung, das Fleisch scheint sich elastisch zu dehnen und schließlich tritt die vollendete Schönheit unter die Menge. Es war 1859, als die „Toilette“ im Salon erschien. Fast könnte man meinen, Corot sei sich der Zukunft bewußt gewesen, als er zu Beginn der reifsten Schöpfungen, die er der Frau widmet, mit zarter Frühlingsstimmung ein junges Weib umgab, das zum Fest geschmückt wird. Die Toilette geht im Freien vor sich, zwischen Birken, am Rand eines wüchigen Weihers. Vorsichtig legt die Dienerin der nackten Schönheit den Fuß ins Haar. Diese hilft mit zum Kopf gehobenen Händen und träumt dabei; man denkt an Chafférians sinnende Gestalten. Die Pose ist göttlich. Die Dienerin steht so nah wie möglich und läßt nur die Rückenlinie der vor ihr Sitzenden vor der freien Luft. Der ganze Reichtum des vorderen Profils wird durch das Kleid der Dienerin zusammengehalten, deren einfacher Umriß die Gruppe nach der anderen Seite abschließt, so daß das Äußere der Gruppe vor der freien Luft eine geschlossene, ganz ruhige Linie bildet, während sich im Inneren die Bewegung zur größten Wirkung entfaltet und die sehr weit vorspringende Stellung der Knie erlaubt. Dadurch entsteht im Beschauer das Bewußtsein der Geschüßtheit des Nackten, die Vermischung von leuchtender Freude an der Form mit dem Genuß an der Intimität . . . Den einzigen starken Ton bringt das Gelb in dem Kleid der Dienerin, die überhaupt stofflicher, heftiger gemalt ist, um die leise sprühende Fläche des nackten Fleisches im Gleichgewicht zu halten. Das Sprühen theilt sich dem ganzen Bild mit; es scheint in der Atmosphäre zu liegen, die Gruppe und Landschaft mit warmem Leben füllt. An einem der schlanken Bäume des Hintergrundes lehnt eine Gefährtin, um Licht zu geben, daß Niemand stört, oder um den Geliebten zu melden, der die Braut umfassen soll.

Es ist schwierig, aus der Analyse Corots einen Begriff auszuschneiden, mit dem so viel Unfug getrieben wurde, daß man ihn ungern verwendet. Man riskiert, falsche Vorstellungen wachzurufen, wenn man Corot keusch nennt; denn erstens deckt sich Das, was keusch an ihm berührt, nicht mit dem gewohnten Abstinenzbegriff; und zweitens geräth man in die Gefahr, mit den Moralistenkämpfern zu kollidiren, die aus ihrer Auffassung von dieser Tugend ein Kriterium der Kunst gemacht und die Menschheit damit lange genug gelangweilt haben. Die Keuschheit, die aus Gehorsam vor Mama und Papa und der Lante Sitte entspringt, kommt hier so wenig in Frage wie das Begehren. Weder die Regierung noch die Betonung des Geschlechtlichen findet man bei Corot, sondern jene höhere Tugend, die von dem Sinnlichen zuerst das Schöne verlangt, bevor sie untersucht, ob es moralisch ist: die Reinheit des wohlgestalteten Geborenen. Sie fällt nicht, weil sie nie in die Lage kommt, zu straucheln, weil sie die Welt von tieferen Höhen sieht als der Begierde, die nach Stille dürstet. Das erquickt in Corot. Er vermeidet nicht den süßen Reiz des Geschlechtslebens, aber giebt davon nur die Glückstimmung, ein Paradies, dem die Reue fern bleibt, weil alles Glück im Tanz genossen wird, im holden Reim gemäßigter Bewegung. Das gilt von seiner Komposition, von seiner glücklichen Neigung, die Sehnsucht in Reigen zu kleiden. Diese frohsinnige Keuschheit kommt aber auch ganz instinktiv in seiner Art, das Einzelne zu gestalten, zum Vorschein, in seinem Strich, seiner Handschrift. Sie macht das lockere Gewebe

der Malerei, die Zurückhaltung in der Materie, das unbewußt Zögernde in der Entscheidung' des Meißels, das unendlich Vermobene, Unausgesprochenes, das uns, ohne daß wir es merken, in die Jugend versetzt, als man ohne Grund lachte und weinte und die Welt wie ein duftiges Rey mit Perlen und Edelsteinen vor sich sah.

... Im Jahr 1864 bekam Corot bei der Wahl zum Juror des Salons ums Doppelte mehr Stimmen als Ingres. Und doch siegte Etwas von Ingres in diesem fernstehenden Zeitgenossen des grossenden Löwen. Ein Stück der göttlichen Form, der Ingres sein Leben geweiht hatte, zu kostbar, um der stürmischen Zukunft zum Opfer zu fallen, wurde von Corot mit zauberischen Gewändern eingehüllt und auf unantastbare Höhe getragen.

Man begreift, daß Manet dem Meister fernblieb. Der Stürmer gegen die Modellierung, das nothwendigste Mittel der Alten, konnte ihm nicht verständlich werden; und das Courbet ihm näher kam, lag in dem anderen Standpunkt, den Dieser zu der selben Frage einnahm, und in der Meisterschaft, mit der er darauf beharrte. Sonst gab es nichts, was den Figurenmaler Corot mit den Anderen verband, wenn nicht, daß er eben nicht nur Figurenmaler war. Er hatte andere Palets vor Augen, träumte noch, als die Anderen dekretirten, dichtete noch, als Courbet behauptete, Poesie sei eine Gemeinheit. Nicht Frans Hals und Goya, die vor seinen Blicken in Frankreich einzogen, störten seine Idylle. Was Diese der Jugend gaben, fand er immer wieder im Lande seiner Träume, wo Giorgione und Correggio gelebt hatten. Poussin behute seine Form, aber blieb ihm verhältnismäßig fremd. Seiner Schüchternheit verschloß sich die Pracht der Bacchanten. Giorgione dagegen liebte er so, wie Poussin Tizian verehrte. Er suchte dem nackten Körper in der Landschaft die Wärme des „Coeur champêtre“ zu geben. Ohne die selben Farben, die seiner Palette nicht lagen, ohne die Pracht, an die er nicht heranreicht, aber mit der selben unendlich menschlichen, die Form durchdringenden Empfindung, die Giorgione über die prunkenderen Nachfolger stellt. Diese Empfindung kommt bei Corot aus einem viel weniger ernsten Temperament. Mit ihrer Aufrichtigkeit vertrug sich das Lächeln, ja, die Ausgelassenheit; und diese frohe Laune fand in Correggio einen idealen Gefährten. Nächst Prud'hon, den man den französischen Correggio nennt, ist Niemand (auch nicht Diaz, der es zuweilen darauf anlegte) dem Maler der Leda näher gekommen als Corot. . . Er verklärte Correggio, goß einen weiteren, lustigeren Haum um das Sensuelle der Leda, erinnerte sich an noch süßere Märchen, ging, ohne den Meister aus den Augen zu verlieren, in fernere, erhabeneren Zeiten zurück, als die Vorbilder noch leidhaftig auf Erden wandelten und Bergit die Oden diktirten. Das Neuschöne, das hier gemeint wurde, ist der antike Geist, der ihn von Correggio trennt. Ob es wahr ist, daß er, wie

erwähnt wurde, um sicher ist, daß er zu den Zeitgenossen gegönnt war. Er ersah dieses Vorbild ihm noch weniger für sein Vorbild. Er malte zulässig und gemein erste in griechischem Geist.

„männliche Brogkappen“ deckten,“ ist, wenn man sage aus Theokrit in der Ursprache zu lesen, bleibt dahingestellt. S. Griechen in intimere Beziehungen gelangte, als seinen Ze. Er verbaunte noch entschiedener als Prud'hon alle Erinnerung sich desto inniger einem idealen Hellas zu erschließen bild nicht aus den Skulpturen der Alten. David hätte Seinesgleichen anerkannt als Prud'hon. Corot erträumte Landschaften (das Genre, das die Schule Davids für unkläre), nahm sie aus der Umgegend von Paris und malte

Er that, was in ihrer Art den beiden größten französischen Klassikern der Vergangenheit, Poussin und Claude, auf gleich natürliche Weise gelungen war. Poussin und Claude waren für ihre Zeit genau Das, was Corot für die seine wurde; und er hätte, was er war, nicht werden können, hätten nicht die Beiden vorher den Pfad, auf dem er wandeln sollte, mit unsterblichen Rosen befruchtet. Schon sie durchdrangen die Dinge der Alten mit neuem Geist, übergaben dem Lichte des Bildes die Gestalt, die vorher der scharf gecirkelte Umriß gespielt hatte, vollendeten des großen Veronese und Tintoretos Erfindung. Das achtzehnte Jahrhundert befand sich langsam auf diese Tradition. Corot befand sich nicht nur, sondern wirkte weiter, ging ein so bedeutendes Stück auf der alten Bahn weiter, daß man fast die vorher durchmessene Bahn übersieht. Man kann ihn natürlicher nennen als seine Vorgänger, ohne damit einen Vorwurf gegen Poussin und Claude auszusprechen; natürlicher, weil die ganze Welt so geworden ist. Nicht weniger Poet, nicht weniger Klassisch; und Das ist heute ein seltener Ruhmestitel. Daß sich in die schmetternden Fanfaren der neuen Kunst diese zarten Lieder mischten, hat vielen Herzen wohlgethan.

Ueberblickt man, so weit Das überhaupt möglich ist, das Werk Courbet's, dann wird die Entwicklung des Künstlers einigermaßen deutlich. Wir begreifen, daß die Weichheit der vierziger Jahre schwinden mußte, um die entscheidenden Werte zur Zeit des „Begräbnisses“ zu ermöglichen; daß die Atmosphäre, aus der diese entstanden, von dem gewaltigeren Material des späteren Landschafters ersetzt werden mußte. Wir sehen die immer mächtigere Einheit, die schließlich in den Waldbildern, zuletzt in den Marinen hervortritt, und können uns denken, daß der immer wieder auftauchende Gegensatz zwischen der Modellirung der Einzelheit und der Generalisirung nothwendig war, um das Ende so prächtig zu gestalten.

Wir staunen heute darüber, daß Niemand zu Lebzeiten des Meisters auf diese für die künstlerische Betrachtung wesentlichste Seite wies, mindestens das geradezu einzige Zusammentreffen der wichtigsten Probleme der Malerei in einem Menschen andeutete; daß man über alles Mögliche mit Recht oder Unrecht streit, ohne vor Allem die über jeden Zweifel erhabene künstlerische Gesinnung Courbet's festzustellen. Diejem Komplex von Erscheinungen Beschränkung vorwerfen, Courbet abthun, indem man ihn einen dummen Kerl nannte, wie es in fast allen Arbeiten über ihn bis in unsere Tage geschehen ist, scheint mir der Gipfel von Unverständnis. Es kommt mir gerade so vor, als wollte man unsere Zeit, weil sie komplizirt ist, dumm nennen; und es ist eben so unsachlich und häßlich wie der oft geübte Versuch, bewundernswerthe, nützliche Thaten eines Menschen nach jubalkernen Beweggründen persönlicher Art zu durchforschen. Man entgegnet dem Kritiker, der einem Maler Etwas ans Zeug schieft, manchmal, er habe kein Recht zur Schärfe, weil er es selbst nicht besser zu machen vermöchte. Der Vorwurf ist unsinnig. Anders sieht es, wenn der Kritiker sich an persönliche Dinge hält, wie es alle Biographen Courbet's bis heute gethan haben. Ihnen, die Courbet als Dummen verispotten, könnte man mit Recht das Wort zurückschicken. Denn dieses Argument hat hier nichts zu thun, selbst wenn es wahr wäre. Mag der Künstler aus Dummheit kluge Dinge thun oder ihn der Zufall treiben: Das sagt vom Effekt seiner Handlung noch nicht das Geringste. Courbet's berückelte Dummheit ist ein biographisches Detail zweiter Ordnung. Gewiß wirkt, was wir an Ausprüchen von ihm haben und von manchen

Handlungen wissen, nicht bedeutend. Aber liegt es nicht nah, daß ein Mensch, der als Künstler Alles konnte, was er wollte, und zu dem schier allmächtigen Können aus niederer Geburt emporstieg, ohne je, trotz allen Anhängern, vernünftige Kameraden als Freunde zu finden, daß dieser Mensch die Bewußtheit und Klarheit als Künstler mit Schwächen anderer Seiten seiner Intelligenz bezahlte? Man braucht kein Genie der Analyse zu sein, um die Zusammenjagung von größtem Künstlerthum und Allzumenschlichem zu begreifen: das von alkoholischer Einbildung gehegte Genie, das verurtheilt war, den Sinn eines schlauen, gewinn- und herrschsüchtigen Bauern mit sich herumzutragen und sich den groben Leuten seiner Umgebung in der halb von Nabelais, halb aus Don Quixote gemachten Rasse zu produziren. Das einzige vernünftige Buch, das es bis heute über Courbet giebt, ist die derbe Psychologie eines Kneiptumpans, der sich scheinbar begnügt, die Streiche und Späße des Menschen aufzuzählen, und dabei so aufrichtig verfährt, daß aus der Tragikomik das wahre Gesicht des Künstlers merkwürdig ergreifend hervorleuchtet.

Ob die Leute, die sich in Frankreich mit Kunst beschäftigten, ihn gekannt haben, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls urtheilte man voreilig. So genügte, zum Beispiel, schon die Thatfache, daß er mit Vorliebe Selbstportraits malte, den Biographen (ich könnte ein halbes Duzend nennen), um seine bornirte Eitelkeit festzunageln. Es giebt kein einziges Selbstbildniß Courbets, das nicht ein Meisterwerk der Malerei oder der Zeichnung wäre. Das sollte reichlich genügen, um das Dasein aller zu erklären. Keinem fiel bisher ein, Rembrandt aus der selben Vorliebe für sein Antlitz einen ähnlichen Vorwurf zu machen; es giebt sogar Bewunderer, die gerade in dieser Leidenschaft ein Zeichen seiner Größe erblicken.

Mit größerem Recht konnte man Courbet einen Bauern nennen. Dafür spricht seine Fähigkeit, die bis zur Plumpheit getriebene Nechtichaffenheit des Künstlers. Dagegen spricht jaht sein Künstlerthum. Bauern sind keine Künstler, am Wenigsten Künstler, die den Pfaden eines Velazquez und Rembrandt nachsteigen und dabei sich so hochgeinnt verhalten. Bauer ist Courbet in der Rücksichtslosigkeit seiner Instinkte, in dem allem Effektivismus Entgegengesetzten seiner Art, in der gesunden Inkonssequenz seiner ganzen Entwicklung. Er übertrieb vielleicht das bauerische Selbstbewußtsein, um allen Kompromissen zu entgehen, stellte sich vielleicht weniger gebildet, als er war. Denn hätte er sich auch nur zu dem geringsten Kompromiß herbeigelassen, wäre ihm gerade der Vorsprung vor den nicht bauerischen verloren gegangen. Im bewußten Effektivismus wären ihm alle gebildeten Maler über gewesen. Damit soll nichts von der Selbstständigkeit seiner Kunst gesagt werden, denn die eigene Form Courbets geht aus der alten Kunst hervor; sie ist, wie jeder echte Werth, eine Bestätigung der Entwicklungsgeschichte. Ja, es giebt wenige große Künstler, die die natürliche Abhängigkeit von den alten Meistern gleich unerschützt sehen lassen. Wenn ich ihn das Gegentheil eines Effektikers nenne, meine ich damit die absolute Selbstständigkeit seines Bewußtseins. Er nahm seinetwegen die Alten, nicht ihretwegen. Daher seine unglaublich einseitige Kritik, die auf ein paar Namen beschränkte Auswahl, die frevelhaft wäre, wenn sie nicht das subjektive Recht seiner Meinung verträte, wenn sie nicht mit größter Konsequenz das für die eigene Art Zuträgliche fände und wenn diese Art nicht den thatsächlich bedeutendsten malerischen Werth und damit die Zukunft umfaßte. Er war weniger Kompromißmensch als irgend ein Maler seit Rembrandt. Das kann ihm nicht als Vorzug angerechnet werden, denn

der Trieb zur Selbsterhaltung zwang ihn auf diesen Standpunkt. Aber die Thatiache ist in dieser Ausdehnung zu selten, um nicht hervorgehoben zu werden. Keiner seiner Vorgänger oder Nachfolger ist freier, weil keiner der eigenen Natur so unterworfen war. Alle Anderen suchten mit der größten Anstrengung, natürlich zu werden oder zu bleiben, alle die Dinge, die ihrem Instinkt vorschwebten, in einem rationellen Organismus zu vereinigten. Diese Grundbedingung brachte Courbet als Prämisse mit. Er hätte überhaupt nicht malen können, wenn nicht als Bauer, als Unterthan der Erde, der Materie. Hätte die Konstellation der Malerei eine Instinktgestaltung, wie er sie betrieb, nicht zugelassen, so wäre ihm jede Möglichkeit starker Kunst verjagt geblieben.

Diese Konstellation aber war seit den großen Holländern gegeben. Rembrandt, auf Grund einer minutiösen, nur dem gewaltigsten Geist gelingenden Entwicklung, hatte eine Form gebracht, die mit einer nie vor ihm gesehenen Unmittelbarkeit den Gedanken gestaltete. Velazquez war mit schwächeren Mitteln zu einer ähnlich wirksamen Einheit gelangt. Zwischen Beiden gab es Tugend in der Art verwandter Grenzpfel. Daß ihnen Allen diese Einfachheit ihrer vollendeten Neuerung erst nach unendlichen Experimenten gelang, folgte aus ihrem Künstlerthum, aus ihrer Lehre, ihrer Rasse und dem alten Erfahrungssatz, daß man unendlich viel lernen muß, um nachher unendlich viel wieder zu vergessen. Courbet ging es nicht anders; aber er war besser daran durch das Rücksichtslos, animalisch Produktive seiner Anlage. Seine Liebe zu den Alten war mehr das Verhältniß des Instinktes zu Blutsverwandten als pietätvolle Anbetung des Liebhabers. . . Keiner hat so unmittelbar mit der Hand zu wirken vermocht, was dem Geist einfiel. Keiner war im selben Umfang Herr seiner selbst. Keiner konnte so viel. Man vergleiche die Lastversuche aller Anderen seiner Generation mit seinen Frühwerken. Er war viel zu wirkungslustig, um auf gleiche Art zu werden; auch viel zu anspruchsvoll. In der Bahn Millet's oder Corot's wäre er verunglückt. Millet kam von mäßigen Vorbildern her, Corot ging überhaupt nicht in die Museen, wenigstens nicht, so lange er jung war. Courbet, der Naturmensch, hatte ursprünglich kein größeres Ziel als das, wie die Meister der besten Malerei zu arbeiten. Er nahm das Mittel der Alten zunächst, wie es war, weil er es so brauchen konnte, und modifizierte es nachher auf die denkbar zweckdienlichste Weise. Darüber ließen sich lehrreichere Bücher schreiben als über seine Philosophie. Er handhabte den Pinsel mit der selben Meisterhaftigkeit wie die Alten; und wo er erkannte, daß man mit dem Messer weiter kam, warf er ihn weg. Auch Das haben ihm die Kritiker mit stupender Willkür als Mangel angerechnet. Thatächlich setzt Courbet fast wörtlich die Alten fort; nur durchlief er in einem Menschenleben eine ähnliche Entwicklung, wie im siebenzehnten Jahrhundert einem Rembrandt, in noch früheren Zeiten nur ganzen Generationen gegeben war. Hätten Rembrandt und Hals einige hundert Jahre länger gelebt, so wären sie auf Courbet's beste Art gekommen.

. . . Beide, Hals und Rembrandt, studierte Courbet noch in der letzten Zeit. Im Jahr 1809, auf seiner berühmten deutschen Reise, die ihn wie den Messias einer neuen Kunst erscheinen ließ, kopierte er die Hille Vosbe, die damals noch in Zuermonds Sammlung in Aachen hing, und das angezweifelte Selbstportrait Rembrandt's in München. Die zweite Kopie kenne ich nicht, die erste hängt bei Cberamy in Paris und rechtfertigt den Bericht ihres Autors (den er gern zum Besten gab),

daß die Nachbildung einige Tage an Stelle des Originals im Rahmen blieb, ohne daß der Besitzer den Tausch merkte; ja, sie erscheint heute vielleicht noch echter (weil frischer) als das Vorbild im Berliner Museum.

Wie in Corots Bildern, so drängt auch in der Malerei Courbets der Pinselstrich mit den Jahren den Ton immer mehr zurück. Der reife Landschaftler hat nichts mehr von der Art der Velasquez und Zurbaran. Wohl aber kann man in Goyas Landschaften eine ähnliche Gestaltung finden. Die vor Kurzem in die Berliner Nationalgalerie gelangte kostbare Skizze „Der Naibaum“ mit den großen, vom Messer geschichteten Flächen hätte Courbet begeistert.

Unter den unmittelbaren Vorgängern des Landschaftlers ist Constable nicht zu übersehen; und auch diese Beziehung brachte Courbet und Corot einander näher. Nur war der Eindruck des Engländers auf sie ganz verschiedener Art. Corot hatte den größeren Vortheil: er reinigte seine Palette. Courbets Koloristik blieb ganz unbeeinflusst; dagegen gewann er vielleicht aus Constables Art des Farbauftrages manche Anregung. Seine Anschauung weicht noch weiter von der des Engländers ab als Corots weniger scharf begrenzte Eigenart. Die Technik Courbets, gerade wie Corots Methode, verbreiterte sich mit den Jahren immer mehr, während sich Constable zuspitzte, und war überhaupt nicht auf so einfache Entwicklungsreihen gestellt. Daß er aber Constable gesehen hat, versteht sich von selbst. Außerdem mag ihm Georges Michel als Vermittler gedient haben, einer der ersten Maler des Waldes von Fontainebleau, dessen Vorläuferrolle leider noch nicht genügend definiert ist. Michel besuchte England zur Zeit der größten Erfolge Constables. Die Ähnlichkeit vieler seiner Bilder, nicht nur des „Waldbinneren“ im Louvre, sondern auch ausgedehnterer Landschaften, mit gewissen Courbets springt in die Augen. Freilich darf man sich nicht gerade an die besten Gemälde unseres Meisters halten.

Diese unentbehrliche Analyse könnte den Leser leicht auf den Gedanken bringen, Courbet sei nur durch die Zusammensetzung interessant oder rege nur zu Spekulationen über die Technik an. Der Leser würde damit einen Bortwurf, der dem Autor dieser Betrachtung gilt, an die Adresse ihres Helden richten. Nur die trodene Darstellung wäre schuld an solcher Unterschätzung. So glänzend Courbet malte: Niemand war weniger auf das einseitig handwerkliche gerichtet. . . Freilich hat auch ihn manchmal seine Geschicklichkeit zu Bildern getrieben, die dem Gesamtwert nicht zum Vortheil gereichen. Darüber kann man sich im brüsseler Museum unterrichten, das drei ganz verschiedene und doch gleich minderwerthige Gemälde erworben hat. Zum Glück sind diese Anomalien aber selten und haben nie das Organisirte der Irrthümer des Manieristen. Courbet machte weder aus seinen Vorzügen noch aus seinen Fehlern ein Programm; und da die Tugenden weit überwiegen, kommen wir bei diesem Mangel nicht schlecht weg. Seine Biographie steht deshalb der anderer Künstler ganz fern; und er hat sie muthwillig noch verwirrt, um dem Bourgeois recht zu zeigen, daß man ihm nicht in die Karten sehen könne. Das Merkwürdige liegt in dem hohen Niveau des Anfanges. Andere Künstler kommen mit Talent zur Welt. Courbet scheint mit Meisterschaft geboren. Er ist wie ein wandelnder Behälter schüsster Dinge. Dünkt uns Das in unserer traditionslosen Zeit schon merkwürdig genug: der Umstand, daß dieser Behälter von einem Bauern getragen wird, macht ein Phänomen daraus. Untersuchungen der Malermethode prallen wirkungslos davon ab, denn sie enthüllen kein Geheimniß. Sie bringen uns vielleicht einzelne Phasen näher, aber melden nichts von der Quelle des Stromes.

Anzeigen.

Das Duell. Russischer Militärroman von A. Kuprin. Deutsch von Adolf Heß. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Kuprins Roman giebt uns zum ersten Mal im Rahmen eines Kunstwerkes ein Bild russischen Militärlebens, wie es ist. Hier eine Stilprobe: „. . . Und ich bin tief im Innern überzeugt, daß eine Zeit anbrechen wird, wo man uns patente Schönlinge, uns unwiderrstehliche Frauenjäger, uns prächtige Elegants, wo man uns Stabs- und Oberoffiziere in Massen, in dunkeln Korridoren, in Aborten ohrfeigen wird, wo die Frauen sich unser schämen werden und unsere ergebenen Soldaten endlich aufhören werden, uns zu gehorchen. Und Das wird nicht geschehen, weil wir Leute, die der Möglichkeit beraubt waren, sich zu vertheidigen, bis aufs Blut geschlagen haben; nicht, weil wir zur Ehre der Uniform straflos Frauen beleidigt haben; und auch nicht, weil wir in der Trunkenheit in Kneipen jeden uns in die Luere kommenden Zivilisten in Grus und Mus geschlagen haben; und auch nicht, weil wir in allen Ländern und auf allen Schlachtfeldern die russischen Waffen mit Schmach bedeckt, unsere Soldaten uns aber mit Bayonnetten aus dem Reis herausgejagt haben. Natürlich kommt alles Das auch mit in Frage; aber wir haben eine schrecklichere und jetzt schon nicht mehr gut zu machende Schuld auf uns geladen. Das ist, daß wir blind und taub gegen Alles sind. Schon längst ist weit von unseren jetzigen stinkenden Lagern ein umfassendes, neues, liches Leben angebrochen. Neue, kühne, stolze Männer sind auf den Plan getreten, feurige, freie Gedanken lodern in den Köpfen. Wie im letzten Akt eines Dramas stürzen alte Thürme und unterirdische Gänge zusammen und hinter ihnen sieht man schon blendendes Licht. Wir aber blinzeln, aufgebläht wie Truthähne, nur mit den Augen und plappern anmaßend: „Was? Wo? Stillgeschwiegen! Aufruhr. Ich lasse feuern!“ Und diese truthahnhafte Verachtung der Freiheit des menschlichen Geistes wird uns in alle Ewigkeit nicht verzeihen.“

Oldenburg.

Dr. Adolf Heß.

Reformen im österreichischen Verkehrs- und Rechtsleben. Szekinski, Wien.

Für Deutschland, das in wirtschaftlichen und in rechtlichen Angelegenheiten sich mit Oesterreich an vielen Punkten berührt, dürften die von mir gesammelten Vorschläge zu gesetzgeberischen Aktionen schon deshalb Interesse besitzen, weil gerade in jüngster Zeit durch Konferenzen, Kongresse u. s. w. ein gemeinschaftliches Vorgehen in vielen Fragen des Rechtes und der Volkswirtschaft angebahnt wird. Das kommerzielle Auskunftsweesen, die Arbeitvermittlung, das Wechselwesen, das Konkursverfahren, die Kartellfrage und der Rechtsschutz der Frauen sind insgesammt Gebiete, deren Regelung drüben und hüten im Vordergrunde der Diskussion steht. Reformvorschläge können deshalb, trotz ihrer für österreichische Verhältnisse bestimmten Fassung, auch im Deutschen Reich die Aufmerksamkeit auf sich lenken.

Wien.

Dr. Heinrich Herbstschef.

Kinderlieder fürs Volk. Von E. H. Strasburger. Preis: 15 Pfennig.

Als ich vor längerer Zeit Strasburgers „Lieder für Kinderherzen“ in die Hände bekam, mußte ich mich ehrlich aus vollem Herzen freuen und auch aus

vollen Herzen bekennen: Hier ist Einer, der in der Weise der Kinder singt, der in ihrer Welt lebt, der mit unseren Kindern spricht und scherzt, wie Einer, der das Glück gehabt hat, immer selbst ein Kind zu bleiben. Und nun, als im Herbst 1904 das schlechte, windige und naßkalte Wetter kam, als mein Junge dreieinhalb und mein Mädchen zweieinhalb Jahre alt wurden und sich nicht mehr auf der Wiese und im Sand vorm Hause herumtreiben konnten, als sie oben im Zimmer bleiben mußten, da konnte ich an Straßburgers Liedern die Goldprobe machen. Manche Bücher, manche Geschichten und Gedichte las meine Frau den Kindern vor. Aber den stärksten Erfolg hatte Straßburger. Ihn verstanden sie. Ueber seine Lieder lachten sie. Und Das eben schloß ihm das Herz der Kinder auf: daß sie über und durch seine Verse lachen konnten. Von all den anderen Dichtern waren es nur wenige, die auf die Kinder so wirkten. Nur zu viele aber ließen die Kinder ganz kalt. Gewiß: auf die Großen machten sie Eindruck. Die mußten sogar herzlich über Manches lachen. Aber was war es? Unfreiwillige Komik aus dem Kinderleben, in der Art, wie es die Wigblätter unter der Marke „Kindermund“ bringen. Und Das hatten die Leute (meist Frauen!) gereimt und den Zettel drausgeklebt: Kinder-Lieder! Auch bei anderen Gelegenheiten konnte ich meine Anschauungen mir bestätigen. Wenn also jetzt, wo Alles dabei ist, dem Kinde das Leben zu verschönern und seinen Bedürfnissen gerecht zu werden, irgend Etwas für die Kinder gedruckt, geschrieben, gemalt, gezeichnet oder gesungen wird, sollten nicht nur immer die Erwachsenen allein gehört werden. Auch die Kinder müßten vorher ihre Meinung sagen dürfen. Leider wird jetzt den Kindern noch viel zu viel aufgezwungen, was geradezu Gift oder doch mindestens nicht Freude und Genuß für sie ist. Aber es ist unsere Pflicht, den Kindern so viel Freude und Genuß wie nur irgend möglich zu bereiten. Sie sollen, wenn wirklich eins schon als Kind sterben sollte, doch auch schon ein Wenig von ihrem jungen Leben gehabt haben. Und sie sollen, wenn sie groß und älter werden, sich ihrer Kindheit gern erinnern und in ihr gelernt haben, sich zu freuen. Um so mehr kann man zufrieden sein, daß den Kindern nun vom Besten und Erheiterndsten in ihre enge Stube getragen wird, in die Stube des Arbeiters, des Handwerkers, des Adertnedtes, des Kleinbauern. Denn der billige Preis macht ja dies Büchlein zum Geschenkwerk für das ärmste Elternpaar. Und es ermöglicht auch dem Kind der besser gestellten Volksschichten, dies Büchlein sich vom Taschengeld zu kaufen. So kann man wirklich sagen, es sei ein Kinder-Liederbuch fürs ganze Volk. Und man muß wünschen, daß es auf allen Jahrmärkten und Messen, in jeder Buchhandlung, in jedem Papierladen zu sehen und zu haben ist und von jedem Kolporteur über Land und in alle Wohnungen mitgenommen wird.

Großlichterfelde.

Hans Ostwald.



Jenseits des Lärms. Dichtungen. Schuster & Loeffler, Berlin.

All diese Lieder und Strophen sind aus der tiefen Stille und aus den blühenden Einsamkeiten geschöpft, die einer der köstlichsten deutschen Bergwälder, der Schwarzwald, der mir seit drei Jahren Heimath ist, mir darbot. Amiel sagt einmal: Un paysage est un état d'âme; — in einem anderen, etwas komplizirteren Sinne könnte Das für die große deutsche Bergeinsamkeit und mich gelten. Müchte Das, was ich aus mir und der Umwelt geschöpft habe, Allen, denen ich es biete, ein willkommener und würziger Trank sein, aus reinen Quellen!

Baden-Baden.

Alberta von Puttamer.



Die Reichsbank.

Daß der Diskont der Reichsbank beim letzten Quartalswechsel auf 5 Prozent erhöht wurde, paßte den Kredituchern gar nicht; sie nannten diese Maßregel ungewöhnlich und meinten, die auf dem offenen Markt geltenden Sätze sprächen gegen solche Erhöhung. Von anderer Seite wurde dem Reichsbankpräsidenten vorgeworfen, er habe die letzten Ausweise seines Institutes „fälscht“, um den Bankstatus günstiger erscheinen zu lassen. Andere wieder klagten über die von der Reichsbank vorgenommene Rediskontierung von Schatzscheinen, deren Zweck sein sollte, zwischen dem amtlichen und dem Privatwechselzinsfuß einen Ausgleich zu schaffen. Auch gab es Leute, die auf den Rekordausweis vom dreißigsten September, auf die unerhörte Anspannung des Institutes hinviesen und über die „zu kurze Goldbedeckung“ jammerten; und ganz zuletzt noch bewirkte die Schätzung der nächsten Dividende unseres Centralnoteninstitutes ein bedenkliches Schütteln des Kopfes. Die Reichsbank hat im vorigen Jahr auf ein Kapital von 150 Millionen Mark eine Dividende von 7,04 Prozent gegeben und wird diesmal, wie man sagt, auf das nun reichsgesetzlich festgelegte volle Kapital von 180 Millionen nur 5½ bis 5¾ Prozent verteilen. Diese Schätzung halten Manche aber für zu pessimistisch und behaupten, man dürfe auf eine Dividende von 6¼ Prozent rechnen, da bei der großen Wechselanlage der Reichsbank doch zu hoffen sei, die Einnahme des Jahres 1904 werde wieder erreicht werden. Das muß man abwarten. Daß nun sogar der Reichsbank der Vorwurf der Kapitalüberwässerung gemacht wurde, war jedenfalls nett. Leute, die so reden, wissen nichts von der Bedeutung dieses Institutes; sie sehen in ihm nur eine Bank, die Dividende giebt, und beurtheilen sie wie alle übrigen Banken. Daß das Grundkapital der Reichsbank aber nicht werdend austritt, sondern lediglich einen Garantiefonds für die Gläubiger bildet, daß deshalb also auch eine Erhöhung des Kapitals (die übrigens nicht willkürlich vorgenommen wird, sondern, laut Reichsgesetz vom siebenten Juni 1899, bis Ende 1905 auf den damals festgesetzten Betrag von 180 Millionen Mark zu erfolgen hatte) keine Steigerung der Einnahmen zu bewirken braucht, ist denen, die an der Dividende mädeln, wie es scheint, ganz unbekannt geblieben. Die Vermehrung des Kapitals stärkt natürlich die finanzielle Position des Institutes, hat aber bei einer Notenbank und speziell bei der Reichsbank nicht die selbe Bedeutung wie in anderen Fällen. Die Reichsbank ist keine Aktiengesellschaft im Sinn des Handelsgesetzbuches, sondern besteht auf Grund besonderer Reichsgesetze. Der Anteilbesitzer darf deshalb von seinem Papier nicht die Eigenschaften verlangen, die man bei einer Aktie voraussetzt. Die Reichsbank ist eben keine Erwerbsgesellschaft; als „treue Hüterin der Goldwährung“ (wie sie der Präsident Dr. Koch neulich nannte) hat sie vor allen Dingen auf die Regulierung des Notenumlaufes im richtigen Verhältnis zur vorhandenen Metallbedeckung zu achten und darf dann erst an die Verzinsung ihrer Anteile denken. So muß der Besitzer dieses Papiers sich mit dem Bewußtsein begnügen, eine durchaus sichere Anlage zu haben, die ihm immer noch mehr Zinsen bringt als ein deutsches Staatspapier.

Daß der Tadel der Diskonterhöhung unberechtigt ist, muß Jeder einsehen, der bedenkt, welche Schwierigkeit die Erhaltung einer starken Währung macht und wie gut sich die deutsche Centralnotenbank bisher stets mit dem Artikel 9 des Bankgesetzes, der sogenannten „elastischen Klausel“, abgefunden hat. Die richtige Anwend-

ung dieses Artikels giebt die Sicherheit, daß die Ausgabe der Banknoten sich elastisch den jeweilig vorhandenen Bedürfnissen anpaßt. Die Reichsbank hat das Recht, Noten in unbefränkter Menge zu emittiren; nur muß von den umlaufenden Appoints mindestens ein Drittel bar gedeckt sein. Das ist Vorschrift. Der durch Barvorrath nicht gedeckte steuerfreie Notenumlauf hat allmählich, seit so viele Privatnotenbanken verschwunden sind, den Betrag von 470 Millionen erreicht. Was darüber hinausgeht, muß mit 5 Prozent jährlich versteuert werden; und zwar wird diese Steuer jedesmal für eine „Bankwoche“ berechnet. Das sind die einzigen Kautelen, die für die Notemission geschaffen wurden. Ein übermäßig starkes Anschwellen des Notenumlaufes kann nur durch eine Diskonterhöhung verhindert werden, die sofort einzutreten hat, wenn die steuerfreie Notengrenze um ein Beträchtliches überschritten wird. Eigentlich könnte die Reichsbank ihre Rate jedesmal erhöhen, wenn sie in die Notensteuer geräth; daß sie mit der Hinaussetzung des Diskontes aber gewöhnlich zögert, so lange es irgend geht, beweist, wie sehr sie auf die allgemeinen Kreditbedürfnisse Rücksicht nimmt. Am dreißigsten September war die Deckung der umlaufenden Noten, die in einer Woche um nicht weniger als 354 Millionen (auf die Refordsumme von 1683 Millionen) gestiegen waren, von 67 auf 43 Prozent zurückgegangen; trotzdem murrten die Leute, als der Diskont auf 5 Prozent erhöht wurde. Das Warnungssignal war aber dringend nöthig. An der starken Zunahme des Geldbedarfes war neben Landwirthschaft, Handel und Industrie auch die Börse schuld; und sie wenigstens mußte zu größerer Reserve gezwungen werden; nur um den Börsenjobbern die Freude am Spiel nicht zu verderben, darf die Reichsbank sich doch nicht der Gefahr aussetzen, für ihre Noten eines Tages nicht die ausreichende Deckung zu haben. Da sie einen viel geringeren Barvorrath an Gold hat als die Bank von Frankreich, muß sie mit doppelter Vorsicht ihren Goldbestand schützen und schädliche Goldexporte verhindern. Die französische kann der englischen Staatsbank im Bedarfsfall mit Gold aushelfen. Das können wir nicht; trotzdem steht unsere Währung nicht auf schwächeren Füßen als die Frankreichs. Dort betrug der Notenumlauf, nach dem zuletzt veröffentlichten Ausweis, rund 4500 Millionen Francs und das Verhältniß zwischen Barbestand und Notemission stellte sich auf etwa 89 Prozent. In Frankreich hat also der Umlauf kleiner Banknoten zu 50 Francs, der fast 12 Prozent der gesammten Notemission ausmacht, auf den Goldbestand günstig gewirkt. Das muß man bedenken, ehe man die jetzt öffentlich gestellte Frage beantwortet, ob die Reichsbank kleine Noten ausgeben soll. Zunächst wollte ich aber nur feststellen, daß die Diskonterhöhung nöthig war und daß die Reichsbank, gegen das Interesse der Antheilbesitzer, schon oft, trotzdem sie die Grenze der steuerfreien Noten überschritten hatte, mit Rücksicht auf die allgemeine Geschäftslage bei dem vierprozentigen Diskontsah geblieben ist. Auf Kosten ihrer Aktionäre: die Notensteuer wurde ruhig aus den Kassen der Bank bezahlt, wenn dadurch das Kreditbedürfniß befriedigt werden konnte. Statt diese verständige Diskontpolitik zu loben, schilt man jetzt den Bankpräsidenten.

Daß die Großbanken die Politik des Reichsinstitutes zu durchkreuzen suchen, ist kein erfreuliches Schauspiel. Wir habens erlebt. Der Privatdiskont sollte mit Gewalt auf seinem niedrigen Niveau gehalten, der Unterschied zwischen dem amtlichen und dem privaten Wechselzinsfuß deutlich gezeigt und dadurch die Anordnung der Reichsbank diskreditirt werden. Auf dem offenen Geldmarkt können die Großbanken ja den Zinsfuß bestimmen. Deshalb lehnt nur der Reichsbankdiskont, nicht der pri-

vate, uns heutzutage die Geldverhältnisse klar erkennen. Dort Willkür, hier Gesetz. Die Reichsbank, die allen Kreditbanken den natürlichen Rückhalt bietet, sollte nicht genötigt werden, die Anerkennung ihrer Diskontpolitik erst zu erzwingen.

Die Deutsche Bank will ihr Aktienkapital auf 200 Millionen Mark erhöhen; die Reichsbank hat nur 180 Millionen. Die Deutsche Bank war (nach Grundkapital und Reserven) dem Centralinstitut stets voraus, wäre nach Ablauf dieses Jahres, wo die Reichsbank auf 240 Millionen (Kapital und Reserve) kommt, aber überflügelt worden. Vielleicht wurde daran bei der Kapitalserhöhung nicht gedacht; symptomatisch aber bleibt der Vorgang trotzdem, weil er zeigt, wie sehr der Reichsbank durch die fortschreitende Konzentration das eigentliche Bankgeschäft, also besonders das Diskontieren von Wechseln, erschwert wird. Den zweitstärksten Posten in der Bilanz der Deutschen Bank bilden die Anlagen in Wechseln, die nach dem Status vom Dezember 1904 rund 423 Millionen betragen. Bei den übrigen Großbanken sind die entsprechenden Ziffern zwar nicht so groß, aber immer noch ansehnlich genug, um erkennen zu lassen, wie sich die Kreditgewährung im Lauf der Jahre verschoben hat. Das direkte Diskontgeschäft zwischen Tenen, die Kredit suchen, und denen, die ihn geben, ist von der Reichsbank immer mehr auf die Privatbanken übergegangen, die für ihre Zwecke die Unterstützung des leitenden Noteninstitutes in steigendem Umfang in Anspruch nehmen müssen. Wenn die Reichsbank den Großbanken nicht Wechselkredit gewährte, könnten sie die Anforderungen von Handel, Industrie und Börse nicht annähernd so prompt, wie es heute geschieht, befriedigen. Die Centralbank hätte unter dem Wettbewerbs des Privatkapitals noch mehr gelitten, wenn nicht die steigenden Umsätze im Giroverkehr, die bis auf fast 250 Milliarden im Jahr gewachsen sind, ihr ermöglicht hätten, den erhöhten Ansprüchen des Kredites gerecht zu werden. Jedenfalls ist das Ultimo 1904 ausgewiesene Wechselerträgnis in Höhe von 33,52 Millionen (rund 80 Prozent des Bruttogewinnes) noch so stattlich, daß sich die Reichsbank neben den Privatbanken sehen lassen kann. Als sie 1876 ihre Thätigkeit begann, hatte sie in erster Linie auf die Stärkung der deutschen Goldwährung zu sehen und die Herrschaft ihrer Banknoten zu einer möglichst unumschränkten zu machen. Kredit wurde der erstarrenden Industrie damals nur in engen Grenzen gewährt; da die wirtschaftliche Entwicklung in den achtziger und neunziger Jahren aber rasch vorschritt, genügte diese Kreditgewährung bald nicht mehr und die Privatbanken konnten die Konkurrenz mit dem Noteninstitut wagen. Sie brauchten sich nicht an ein Bankgesetz zu halten, sondern konnten dem Kredit suchenden Publikum so weit, wie es ihnen beliebte, entgegenkommen. So

... durch die gewaltige Zunahme des Giroverkehrs erhebliche Mittel zur Verfügung gestellt waren, eine neue Aufgabe: die Unterstützung der Privatbanken. Diese rediskontieren ihre Wechsel bei dem Centralinstitut und nehmen dessen Mittel um so mehr in Anspruch, je größer der Kredit ist, den sie selbst den Suchenden eröffnen. Die Großmachtstellung der Kreditinstitute ruht also in der Hauptsache auf dem Fundament der Reichsbank; und schon die Interessengemeinschaft sollte die Haute Banque hindern, diese stützende Grundmauer zu lockern und die offizielle Diskontpolitik zu stören.

Die Reichsbank wäre auch für Sturmzeiten gesichert, wenn ihre Golddeckelung, ihr Metallbestand vermehrt würde. Das soll nun die Emission kleiner Banknoten bewirken. Dem Reichstag ist kurz vor Thoreschluß ein Gesetzentwurf

zugegangen, der die Reichsbank ermächtigt, neben den Noten von 100 und 1000 Mark künftig auch solche im Einzelbetrag von 20 und 50 Mark auszugeben; ferner sollen die 120 Millionen Mark Reichskassenscheine, die jetzt in Abschnitten von 5, 20 und 50 Mark circuliren, künftig nur noch in Appoints von 5 und 10 Mark ausgefertigt werden. Daß die Reichskassenscheine schon deshalb unvollkommene Wertzeichen sind, weil sie keinerlei Deckung haben (die 120 Millionen Mark, die als Reichskriegsschatz im Juliusthurm liegen, werden zwar immer als metallische Deckung der Reichskassenscheine bezeichnet, doch fehlt eine gesetzliche Bestimmung, aus der ein solcher Zusammenhang zwischen den beiden Posten hergeleitet werden könnte), läßt sich kaum bestreiten; der Versuch, die Ausgabe kleiner Banknoten mit dem Hinweis zu bekämpfen, der Bedarf sei ja durch die vorhandenen Reichskassenscheine gedeckt, ist also unwirksam. Weil er voraussetzt, daß der Reichstag sich in der neuen Session wieder mit der Notenvorlage zu beschäftigen haben wird, hat Herr Dr. Koch sich schon jetzt entschieden für die Emission kleiner Banknoten eingesetzt. Wohl nicht ganz ohne Zusammenhang damit ist ein Aufsatz des Straßburger Staatsrechtslehrers Laband, der sich mit der rechtlichen Stellung der Reichsbank im Kriegsfall beschäftigt und betont, der Goldvorrath der Bank müsse gestärkt, mindestens aber erhalten werden. Das kann, nach Laband, nur geschehen, wenn die Goldmünzen durch Banknoten von entsprechend kleinen Beträgen ersetzt werden; denn eine Vermehrung der Reichskassenscheine ist eine Erhöhung der ungedeckten Reichsschuld, die in dem Augenblick, wo große Anleihebeträge aufzunehmen sind, nicht zu empfehlen wäre. Daß zwei Männer von solchem Ansehen gerade jetzt für die Banknotenvorlage eintreten, hat leicht erkennbare Gründe. Erstens zwingt die Wirtschaftsentwicklung und der gesteigerte Anspruch an die Reichsbank zur Stärkung dieses Institutes und zweitens ist die Kriegsgefahr seit den Erlebnissen dieses Sommers leider kein bloßes Schreckgespenst mehr. Die Gegner der Vorlage fürchten, die Papiergeldfülle werde die Valuta verschlechtern. Diese Gefahr ist bei der vorsichtigen Politik der Reichsbank aber ziemlich ausgeschlossen; auch ist nicht anzunehmen, daß das Gold, wenn es in größeren Mengen aus dem Verkehr gezogen würde, leichter nach dem Ausland wandern könnte als jetzt, wo es vom Publikum festgehalten wird. Der Reichsbank kann Gold allerdings leichter entzogen werden als dem Verkehr und die drei Milliarden Mark Gold, die in Deutschland circuliren (der Metallvorrath der Reichsbank beträgt im Durchschnitt ungefähr ein Drittel davon), sind deshalb eine werthvolle Reserve; aber das Reichsnoteninstitut kann einen großen Theil dieser Goldbestände in seine Kasse leiten, sobald ihm die Ausgabe kleiner Banknoten erlaubt wird. Die Reichsbank würde sich bei der Emission des neuen Papiergeldes wohl auf den dringenden Bedarf beschränken und die deutschen Märkte sicher nicht „mit Assignaten überschwemmen“; man könnte ihr also auch das neue Instrument ruhig anvertrauen, ohne befürchten zu müssen, daß sie damit schlechter arbeiten werde als mit den ihr früher übertragenen Privilegien. Gar nichts gegen den neuen Plan beweist der Vergleich mit der Bank von England, die immer noch mit ihren Fünfspundnoten auskommt. Daß die mächtigste Notenbank Europas schon deshalb nicht mit unserer Reichsbank verglichen werden kann, weil drüben der Cheq regirt, der Zahlungsverkehr sich also auf einer anderen Grundlage regelt als bei uns, sollte bekannt sein. Im Uebrigen hat der frühere englische Schatzkanzler Lord Goschen schon vor Jahren die Ausgabe von Fünfspundnoten empfohlen und es lag nur an den politischen Machtverhältnissen, daß diese Anregung einstweilen erfolglos blieb.

Die Reichsbank hatte Jahre lang zu kämpfen, um die Monopolstellung ihrer Noten zu befestigen. Die Privatnotenbanken machten ihr oft Konkurrenz, unterboten geradezu ihren Diskont oder umgingen das Verbot, bei einem Reichsbankausfall von 4 Prozent an Diskonten niedriger hereinzunehmen; jetzt sind von den 33 Privatnoteninstituten nur noch 5 vorhanden und dieser Wettbewerb kommt für die Reichsbank kaum noch in Betracht. Da sie nun nicht mehr weit von der ungefährteten Monopolstellung ist, sollte man ihr, dem für die Geldzirkulation wichtigsten Organ, nicht neue Schwierigkeiten bereiten, sondern mit allen erreichbaren Mitteln ihre Kräftigung anstreben. Das Herz muß gesund sein, wenn der Körper arbeitsfähig bleiben soll.

Ladon.



Notizbuch.

Zwei im Ausland lebende Deutsche fragen, warum über den jenaer Parteitag der Sozialdemokratie hier nichts gesagt worden sei. Weil, wie mir scheint, nichts Wichtiges darüber zu sagen war. Daß er auf dem Marsch der Partei eine wichtige Etape gewesen sei, wird selbst der eifrigste Genosse nicht ernstlich behaupten. Und welchen Zweck hat es, einer Partei, die mit Bewußtsein in der Umzünung des Setzenlebens verharret, immer wieder von draußen zuzurufen, wie sie ihre Angelegenheiten ordnen solle? Mahnung und Lehre muß, schon weil auf Andere doch nicht gehört wird, denen überlassen bleiben, die das für den Politiker im neuen Deutschen Reich höchste (und heute auch bequemste) Glück haben, sich als Sozialdemokraten zu fühlen. Die mögen entscheiden, ob die Parteitage das Geld werth sind, das sie kosten, ob das Statut, das die Organisation regelt, brauchbar, das aus persönlichem Haß geborene Journalistengegänk noch länger erträglich ist, ob und wie sie den ersten Sonntag feiern wollen und ob die an Stimmenzahl stärkste Partei auch ferner die einflußloseste, selbst einer schlechten Regierung ungefährlichste bleiben soll. Der Zuhörer faßt nur konstatiren, daß die Parteitage viel zu langedauern (acht Tage; und nach dem dritten Tag kommt fast nur noch ausgebrochenes Stroh auf die Tenne), daß stets ungefähr das Selbe geredet wird (die Tonart wechselt: nach Dresden wurde, in Bremen und Jena, der Mollklang beliebt) und daß die ganze Sache ihren Nimbus und ihren Schrecken verloren hat. Die bourgeoisen Schreiber, die sich mit Schimpf und Hohn einmischen, liefern nur Korn auf die nicht gerade überreichlich versehene Mühle; sie werden von den (meist begabteren) redigirenden Genossen mißhelos in die Pfanne gehauen und die rothen Blätter sind eine Weise ein Bißchen weniger monoton als sonst. Die Feinde des demokratischen Sozialismus sprechen und schreiben viel zu oft über die ihnen verhasste Partei, die, weil sie jede mit Realitäten rechnende, zur That gerüstete und deshalb zu fürchtende radikale Opposition aus unserem politischen Leben beseitigt hat, das Regiren doch so leicht macht. (Ohne die Marxisten, denen jede Form des kapitalistisch unterkellerten Staates gleich unzulänglich erscheint, hätten wir im Reich längst eine Republikanerpartei; alle politischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen dazu sind gegeben.) Also hübsch still sein und die Entwicklung wirken lassen. Die Modernisirung ist dem Sozialismus bisher nicht gelungen; weder dem demokratischen noch dem katheedralen, der auf bewährte, von der Behörde gebilligte Grundmauern seine Lustschlößer bauen will. Die neuen Gedanken fehlen; was in der Epoche der Marx, Rodbertus, Lassalle und in der Zeit des

Duells Treitschke-Schmoller produziert wurde, hat lange genug als Saatgut gedient, kann nun aber, mit erschöpfter Keimkraft, das Erdreich nicht mehr düngen. Wir bekommen noch gute Monographien und die deskriptive Nationalökonomie mag jedes Junios verdienen. Wo aber sind die Köpfe, die neue Werthe schaffen und neue Wege weisen? Die Wirtschaftsentwicklung ist in Deutschland der Theorie weit voraus; und immer deutlicher zeigt sich, daß diese Entwicklung den Theoretikern fremd geblieben ist. Der Direktor einer Großbank oder eines Eisenwerkes giebt uns auf die Frage nach dem Nutzen und Nachtheil der Kartelle eine Antwort, die brauchbarer (und kürzer) ist als fast alles während der mannheimer Tagung des Vereins für Sozialpolitik über das Thema Vorgebrachte. Diese Praktiker lehnen die Zumuthung, die Reden der gelehrten Herren zu lesen, mit der Begründung ab, aus so veralteten Theoremen sei nichts zu lernen. Ist's nicht traurig, daß in Mannheim ein Mann von Schmollers Wissen und Auffassungsfähigkeit für den Bankbereich gezielte Bestimmungen vorschlug, über die jeder Bankdirektor spöttisch lächelt (und lächeln kann: wird der über zehn Prozent hinausgehende Ertrag ganz oder zum Theil für den Staat konfisziert, dann verdient künftig eben keine Aktiengesellschaft mehr als zehn Prozent) und die, wenn sie ernstgenommen würden, die Geldwirtschaft und die industrielle Macht des Reiches ruiniren müßten? (Oder mindestens expatriiren; das Kapital ist ungemein mobil, hat die Wahl unter sehr verschiedenen Vaterländern und wird nur da heimisch, wo man's frei leben läßt.) An Beifall fehlts den Herren freilich nicht. Sie kämpfen ja für den armen Mann; und die Schreiber, von denen sie Censuren empfangen, stroyen von „sozialem Empfinden“. Natürlich. Professoren und Journalisten kosten keinen Pfennig, wenn den Arbeitern der Lohn verdoppelt wird; fraglich ist nur, ob sie mit heiterer Miene auch einen Theil ihres Einkommens opfern würden, um Privatdozenten und Kollegienhörer, Reportern und Buchdruckern das Leben zu erleichtern. Der billigste Sozialismus (der nur die Anderen zu Opfern ermahnt) hält sich am Längsten in der Mode. Wenn zu den Professoren, Vorkoren und Redakteuren mit dem „sozialen Empfinden“ drei fremde Männer oder Frauen kämen und sagten, sie wollten, als Vertreter der organisirten Dienstmädchen, über Lohn, Essenszeit und Freistunden der Wochen mit ihnen verhandeln, wäre die Freude wahrscheinlich nicht sehr groß und manche Vertrauensperson bald wieder an der Thürhür. Wenn ein Großindustrieller von den Erfahrungen und Erfolgen des Geheimrathes Kirdorf aber sagt, mit Kollektivvertrag und demokratischer Verfassung sei in Hütten und Hefen nicht zu regiren, dann wird er rückständig gescholten oder als Schlotjunfer verhöhnt; und Niemand erinnert daran, daß dieser Praktiker für die deutsche Wirtschaft (und deshalb auch für den Wohlstand des Arbeiters) mehr geleistet hat als sämtliche lebende Nationalökonomien und Redakteure mit der Unsumme ihres sozialen Empfindens. Jena war noch unfruchtbarer als Mannheim. Die Partei, die über ein kleines Europa diktatorisch beherrschen und gedeihlich verwalten will, hat sich bisher noch nicht einmal eine Zeitung zu schaffen vermocht, die ihrem Anspruch genügt. Jahr vor Jahr wird an dem Centralorgan herumgemäkelt; der alte Viechtweg fand, er und seine Kollegen ständen auf den Parteitaggen im Pfeilhagel wie die Weißen am Pfahl der Indianer, und sein Nachfolger, Herr Eisner, heute wohl das stärkste journalistische Talent Deutschlands, ist so lange gedrögert worden, bis er (mit fünf Leidensgefährten) dem Parteivorstande den Dienst gekündigt hat. Nicht so hörbar wie dieser übe Schweg einer Mehrheit, die vom Zeitungswesen nichts versteht und sich ahnungslos von gekränkter Eitelkeit und persönlichstem Ressentiment hegen läßt, ist der Vormarsch der Gewerkschaftstruppen. Noch sind sie nicht stark genug, um die politische

Partei aus dem Weg drängen zu können: aber das praktisch und taktisch Nützlichste kommt immer aus ihren Reihen und jeder Parteitag zeigt eine Mehrung ihrer Macht. Mit den Diabolon Augustus des Großen werden sie leicht fertig werden; und dann erst wird die deutsche Industrie die Kraftprobe zu bestehen haben, der die englische, wie die Geschichte der Trade-Unions lehrt, nicht gewachsen war. Wenns nach den Gewerkschaften gegangen wäre, hätte man in Jena nicht über den Generalstreik (oder Massenstreik) geredet. Wozu auch? Ist er zu machen: schön. Die Drohung mit dem starken Arm, dessen Wille alle Räder stillstehen heißt, kann nur bewirken, daß Gesellschaft und Staat sich früh für die Stunde der Gefahr rüsten. Wer will den Staat hindern, für den angedrohten Fall eines Massenstreiks ein Nothstandsgejes zu erlangen, das die Arme in den Dienst der im öffentlichen Interesse wichtigsten Betriebe stellt? Der Reichstag? Sagt er wider Erwarten Nein, so ist von den Landtagen der Großindustriestaaten leicht ein Ja zu haben; mit der Klausel des Belagerungszustandes sogar. Dann wird der Soldat, der Reserve- und Landwehrmann in die Werkstatt, Fabrik oder Grube abkommandirt, in der er von seiner Lehrzeit her Bescheid weiß, wird rechtzeitig wohl auch für ausländische Streikbrecher gesorgt: und der stolze Traum zerrinnt in Rebel-Rußdenn stets, oben und unten, geschwagt werden? Revolutionen und Streiks, die vorher angefangen waren, haben noch niemals aus Ziel geführt.

* * *

Die Antwort auf die jenaer Streikdebatte wurde bald danach in Berlin gegeben. LAGERARBEITER der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft und SCHRAUBENDREHER der Firma Siemens & Halske hatten Lohnforderungen gestellt, die von den Gesellschaften nur zum Theil erfüllt werden sollten. Trotzdem die Führer abriethen, kam es zum Streik. Die Unternehmer waren durch eine langwierige Guerilla (um Lohn und Disziplinärvorschriften) gegerert. Sie sagten: „Wei uns sind die Arbeiter so gut bezahlt, daß volkrechtlich nicht die Rede sein kann. Ein leistungsfähiger Arbeiter der höheren Kategorien verdient ungefähr so viel wie ein preußischer Hauptmann, braucht nicht zu repräsentiren und Frau und Kinder verdienen meist noch mit. Die Lärmmacher gehören zur untersten Schicht, haben nichts gelernt und sind mit drei bis vier Mark für neunständige Arbeit ausreichend bezahlt. Wenn wir jetzt nachgeben, bekommen wir nie wieder Ruhe.“ Sie entschlossen sich deshalb zur Aussperrung. In sechs großen Fabriken wurde der Betrieb eingestellt. Auf beiden Seiten regte sich das Solidaritätsgesühl. Nicht ausgesperrte Arbeiter begannen einen Sympathiestreik und der Verband der Berliner Metallindustriellen drohte, seine sämtlichen Fabriken zu schließen, wenn die Streikenden nicht bis zum vierzehnten Oktober nachgegeben hätten. Dann wären 65000 Arbeiter brotlos gewesen. Dazu kam es nicht. Die Arbeiter nahmen die Lohnbedingungen an, die das Ultimatum der Unternehmer ihnen schon vor dem Ausbruch des Streiks gewährt hatte. Seit der Versuch, den Betrieb der Berliner Elektrizität-Werke zu hindern, mißlungen war, konnte der Ausgang des Kampfes nicht mehr zweifelhaft sein. Wenn Berlin ohne Licht und ohne Straßenbahn geblieben wäre, hätte die öffentliche Meinung (und das „soziale Empfinden“) die Elektrizitätsfirmen zur Nachgiebigkeit gezwungen. Die Taktik, die dieser Gefahr auszuweichen wußte, lobt ihren Meister. Trotzdem das Angebot militärischer Hilfe abgelehnt und nur die Mitarbeit von fünfzig Feuerwehrmännern angenommen worden war, gelang es, die Stromabgabe in vollem Umfang zu sichern und (da man die arbeitenden Meister, Beamten und Erbsamänner in der Fabrik beschäftigte und schlafen ließ) jeden Zusammenstoß mit den Ausständigen zu vermeiden. Die Betriebsregenten arbeiteten Tag und Nacht mit und ihre Leistung war nicht geringer als die eines Dyama und Logo. Ist ein Lohnkrieg

denn anders aufzufassen als ein mit Schußwaffen und Bayonetten geführter? Die Zeit, in der die Arbeiterschaft hilflos der Unternehmerwillkür ausgeliefert war, ist zum Glück ja vorbei. Der Kriegsschlag der Organisirten ist heute größer als der ihrer Arbeitgeber und das Gefühl der Solidarität im Lager der Armen stärker als in dem der Reichen. Wer über diese Dinge redet, darf aber nicht vergessen, daß er von Kriegszuständen spricht, in denen mit Sentimentalitäten nichts auszurichten ist. „Da herrscht der Streit und nur die Stärke siegt.“ Kluge Arbeiter werden auf keinen Lohnpfennig verzichten, den sie erkämpfen können. Kluge Unternehmer keinen gewähren, der ihnen nicht abgerungen ist. Alles Uebrige ist Phrasologie. Wenn daran nicht allzu selten gedacht würde, könnte man in beiden Lagern den unnützlichen Zornaufwand sparen. In modernen Kriegen ist nicht mehr Sitte, den Gegner einen niederträchtigen, feigen, lächlichen Kerl zu schimpfen. Warum müssen die Arbeiter stets blinde, nur von Heyern aufgewiegelte Thoren, die Unternehmer Ausbeuter, Proben, gewissenlose Blutsauger sein? Als die Russen jammerten, weil ihre Flotte ohne Kriegserklärung von den Japanern angegriffen worden sei, wurden sie ausgelacht; mit ernstester Miene hören wir aber das Gezeier über den Kontraktbruch beghehrlicher Arbeiter. Hören, daß „Funkenproben“, „ungeheuer reiche Leute“, weil ihre Profitgier unerfättlich ist, die Kernsten aufs Pflaster werfen. Die „ungeheuer reichen Leute“, die in Berlin wohnen, kann Jeder, glaube ich, an den Fingern einer Hand herzählen; und die Herren von Siemens und Rathenau, die im Elektrikerkrieg die Sache des Kapitals verfolgten, gehören sicher nicht dazu. Wirtschaften ja auch nicht für ihre Tasche, sondern sind angestellte Beamte einer Aktiengesellschaft. Sehr gut bezahlt. Ueber Verdienst gut? Jeder von ihnen würde, wenn er für eigene Rechnung Fabriken baute, mindestens eben so viel verdienen; wahrscheinlich mehr. Ueberhaupt darf man im Allgemeinen behaupten, daß im Reich der Großindustrie und des Bankgeschäftes Jeder nach seinem Werth bezahlt wird. Leere Menschenfassaden, die, weil sie blendeten oder gerade nichts Besseres zu haben war, zu theuer gemiethet wurden, halten sich da nicht lange. Die Chefs, die Hunderttausende einnehmen (und von dieser Intelligenzeinnahme zunächst doch ungefähr zehn Prozent an den Staat, also auch an ihre ärmeren Mitbürger, abgeben), müssen nicht nur viel mehr arbeiten, sondern namentlich sehr viel mehr leisten als der Mann im Bureau und an der Maschine; und wir dürfen uns nicht einbilden, daß wir, nach einem kurzen Vorkursus, die Sache ziemlich eben so gut machen würden wie sie. (Daß im Bureau, an der Maschine, auf der Straße sogar manches zur Bewältigung hoher Aufgaben taugliche Talent vorkommt, weil es nie an die Quellen der Bildung gelangen, nie die zum Kampf ums Dasein unentbehrliche Nüftung erwerben konnte, weiß ich. Das ist im Schuldbuch der bourgeoisen Gesellschaft das traurigste Kapitel. Den Kreis der zum Wettbewerb um die Nührerstellen Ausgestatteten zu verbreitern, für eine frühere und bessere Auslese der Brauchbaren zu sorgen, ist deshalb die ernsteste Pflicht des zu praktischer Arbeit am Volkwohl Berufenen.) Wie heute die Dinge liegen, wird fast für jedes Großunternehmen mit der Laterne nach Persönlichkeiten gesucht, die, als Techniker oder Kaufleute, für die Chefposten ausreichen; und keinem Aufsichtsrath, keinem halbwegs verständigen Aktionär fällt es ein, an den Einnahmen der endlich Gefundenen zu mäkeln. Die Kritisirten würden, wenn es geschähe, ganz ruhig sagen: „Ich bin Euch zu theuer? Euren Nachbarn nicht. Und mein Geschäftsgewinn kann nur wachsen, wenn ich, statt mich mit Haut und Haar zu vermischen, mich von morgen an auf meine gesunden Beine stelle.“ Kindlich ist auch der Glaube, diese Leute lebten wie asiatische Despoten. (Herr Veibel soll in Jena gesagt haben, ein Diner koste in diesen Kreisen manchmal fünfzigtausend Mark. Das

wäre, sozial genommen, schließlich kein Unglück; denn das von Schneidern, Tapezieren, Köchen, Delikatessenhändlern und anderen Lieferanten eingefädelt Geld bliebe ja nicht immobil, sondern sickerte auch ins Proletariat. Aber der alte Herr verwechselt den beinahe ausgestorbenen Typus Sommerfeld mit dem des captain of industry.) Meist arbeiten sie so hart, sind so sehr Monomanen ihres Berufes, daß ihnen zu orgiastischen Bedürfnissen weder Zeit noch Aufnahmefähigkeit bleibt. „Regiren und zugleich genießen“: hier gehts noch weniger als auf den von Priestern geweihten Thronen. Sie essen, trinken, fahren, wohnen, reisen besser als wir; was uns Dugus dünkt, ist ihnen aber durch Gewöhnung längst entwerthet oder wird gar als Last empfunden. Ist denn ein Vergnügen, dreimal im Jahr hundertfünfzig gleichgiltige oder unangenehme Menschen mit Nativés, Sterket und Rehräcken füttern und bei den Verheirateten nach einem Weilschen dann das selbe Menu durchschmaruzen zu müssen? Soufzer begleiten, Soufzer empfangen die Einladungskarten. Die Damen geben sich und ihren Putz zum Besten; aber die Männer knirschen, wenn die Fron wieder in den Frack oder Smoking zwingt. Vergnügen? Business is all. Auch die „unerzählliche Proftigier“ sollte man in Strifebatten mit Vorsicht verwenden. Wenn die Aktiendirektoren wirklich nur an ihre Lantieme dächten, würde nicht immer darüber geklagt, daß sie zu hohe Reserven und zu geringe Dividenden vorschlagen. Und am Ende hätte die Gewährung der geforderten Lohnzuschläge die Einnahmen der Herren Siemens und Rathenau weniger geschmälert als der Strike mit seiner unausbleiblichen Folge von Betriebschädigungen; bei den Männern des Kohlenyndikates wars sicher so. Entscheidend ist für Leute dieses Kalibers, gerade weil sie so reichlich bezahlt werden, nicht die Sucht nach Eintagsprofit, sondern die Antwort auf die Frage, was die ihrer Gut anvertraute Gesellschaft zu bewilligen vermag, ohne dadurch im Wettbewerb mit anderen Gesellschaften, die vielleicht für Rohstoffe, Transporte, Steuern, Mieten und Löhne weniger aufzubringen haben, gelähmt zu werden. Direktoren, die für den Aktionär arbeiten, darf man auch im Joren nicht behandeln wie Privatunternehmer, die dem Arbeiter den Pfennig abkaufsern, um der Ehefrau oder Geliebten eine Boa aus russischem Zobel schenken zu können. (Auch dieser Schicht sind die von englischen und anglistirenden Nationalökonomien geschilberten Lage der Ausbeuterparadiesesherrlichkeit übrigens schon recht lange entschwinden; nur in deutschen sentimentalen Darstellungen spuken sie noch fort.) Soziales Empfinden und prompte Parteinahme für den ausgedeuteten armen Mann ist eine schöne (und, wie nicht oft genug betont werden kann, namentlich billige) Sache. Aber wir leben auf armem Boden. Wenn vor fünf und zwanzig, vor dreißig Jahren die jetzt Prophen und Blutsauger gescholtenen Männer nicht die Konjunktur frisch erkannt, ihren Kapitalbesitz und ihre Zukunft riskirt, für die wissenschaftliche und technische Vorkarbeit sorgt und ihrer Heimath in den Industrien der Chemie, des Maschinenbaues, der Elektrizität, der Kohle, des Eisens und Stahls die Möglichkeit zur Großmachtentwicklung gesichert hätten, dann säßen die Arbeiter, die nun, gewiß nicht stets ohne Grund, klagen, denen es, mit Tagelöhnen von vier, fünf und sechs Mark, immerhin aber erträglich geht, als Paupers in Amerika oder als brotlose Reservemänner des Arbeiterheeres im Vaterland, dessen Wischen Fett, wie in den Zeiten der englischen Gas-, Wasser-, Kohlen- und Tramway-Gesellschaften, noch heute von Fremden abgeschöpft würde. Männern von solchem nationalen Verdienst soll man in den Angelegenheiten ihres Lebensberufes nicht den Mund verbieten und eine levis macula anschmieren, die sie sittlich unklüchtiger erscheinen läßt als irgend einen durch Thaten der Volkheit einweißen noch nicht empfohlenen Professor oder Redakteur. Wissen die Packer, Ausleger

Bierhofer, Mitfahrer denn besser, was der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft nötig und nützlich ist als der Geheime Baurath Emil Rathenau, der sie, als einfacher Maschinenbauer, geschaffen, ihr, ohne je selbst eine Aktie zu erwerben, durch seine Unermüdlichkeit und sein Genie auf der Erde den ersten Rang erobert und damit Abertausenden Arbeit und Brot geboten hat? Ist solchem Mann im Ernst zuzumuthen, er solle sich blind jeder Forderung der „Ungelehrten“ fügen? Demen man ja die Entscheidung ließ: die Gewerkschaftsführer und die Klitarbeiter waren gegen den Strike; die Pader, Ausleger, Bierhofer, Ordremacher und andere Lagerarbeiter setzten ihn durch und verloren ihn. Ergebnis: nach lauten Wochen sind die Verbandskassen leer und in den Zeitungen taucht der Plan auf, für Strikefälle Kapitalreserven zu sichern, mit denen die Aktiengesellschaften gegen den Kriegszug der organisierten Arbeiter aufkommen können. Segen der Demokratie . . . Der Weg, an dessen Ende der Massenstrike winkt oder droht, ist seit Jena nicht kürzer geworden. Erwachsene Leute sollten sich aber endlich gewöhnen, Klassenkraftproben ohne Wuth und Sentimentalität zu beurtheilen; sollten den Gegner nicht schimpfen und während der Schlacht nicht erwarten, aus seinem Munde des Mitleids sanfte Stimme zu hören.

Vom Abscheulichen, hieß es stets im Getümmel, ist das Abscheulichste, daß der Verband der Berliner Metallindustriellen den Elektrizität-Gesellschaften Hilfe verweigert und daß Feuerwehrmänner zum Strikebrecherdienst abkommandirt werden. Verdient denn nur das zu Opfern bereite Solidaritätsgefühl der Arbeiter Lob, des selben Gefühls Regung bei den Unternehmern aber härtesten Tadel? Früher, vor der politischen und der gewerkschaftlichen Organisation, hätte ein Arbeiter den anderen unterboten, eine Aktiengesellschaft die Nothlage der anderen zu A undenfangversuchen benutzt. Das ist vorbei; in beiden Lagern hat man die Interessengemeinschaft erkennen gelernt. Sympathie-Außsperrungen sind nicht verwerflicher als Sympathie-Strikes. Die fünfzig Feuerwehrleute waren in den Berliner Elektrizität-Werken gewiß sehr nützlich; aber auch ohne sie wäre es, nur etwas langsamer, gegangen. Wenn nun die Unternehmer den Lohnstreit begonnen, unter dem Vorwand, der bisher bezahlte Stundenlohn sei zu hoch, den Betrieb eingestellt und Berlin ohne Licht und Straßenbahn gelassen hätten; wäre nicht am ersten Tag von der Sozialdemokratie gefordert worden, die Regierung müsse eingreifen und, im öffentlichen Interesse, gegen die Willkürherrschaft der „Kuntenproben“, den Betrieb der Kraftstation sichern? Das Kriegrecht gebietet, dem Feind nicht den Gebrauch von Waffen, mit denen man selbst, sobald es wirksam scheint, kämpfen wird, als Sünde wider die Sittlichkeit civilisirter Völker anzutreiben. Jeder benutzt im Krieg Dynamit, wenn er's haben kann.

Duo cum idem faciunt, hoc licet impune facere huic, illi non licet. So spricht Terenz; und hat Recht. Auch die Mäthesten können's nicht mehr bestreiten. Die Thyssen, Stinnes, Rathenau, ohne deren Intelligenzleistung Deutschlands Kohlen- und Elektrizität-Industrie nicht so weit gekommen wäre, wie sie heute ist, sollen gezwungen sein, über jede Betriebsänderung mit dem letzten, entbehrllichsten Arbeiter zu verhandeln. Der Vorstand und die Pressekommission der sozialdemokratischen Partei aber, Mannen, die eine Zeitung weder redigiren noch, ihr eigenes, seit Jahren nie verstummendes Klingelied beweisen, auch nur organisiren können, brauchen, wenn sie im inneren Betrieb des Centralorgans Rechte und Pflichten anders vertheilen wollen, die Hauptredakteure nicht zu fragen, nicht einmal pro informatione anzuhören. Klagen die von der Zuchtwahl Betroffenen dann über schlechte Behandlung, so werden sie auf die Straße gejagt. Sechs Redak-

teuren des „Vorwärts“ ist so ergangen; an ihrer Spitze stehen die Herren Eisner und Grabnauer, die das sozialdemokratische Hauptblatt bisher gemacht und, in den engen Grenzen ihrer Kompetenz, gut gemacht haben. „Aufs Pflaster geworfen.“ „Mit der Hungerweilsche bedroht.“ „Brutal dem Größenwahn toll gewordener Machtprogen geopfert.“ Und so weiter. Auch ein Internum der Sekte, die sinnlichen Gemüthern noch immer der Hort der Freiheit scheint; doch eins, über das wir heute schon lachen dürfen. Wenn erst alle Schriftsätze der Zukunftsstaatsanwaltschaft und der Beschuldigten veröffentlicht sind, wird über diese späte Wirkung der dresdener Dummheit mehr zu sagen sein. Einstweilen weiß man offiziell nur, daß den sechs Redakteuren vorgeworfen wird, sie seien zu ästhetisch und zu ethisch. Nethetik mag in den „Vorwärts“ nicht passen; aber zu ethisch? Die Margepigonen haben sich durch weinerliche Ethisirerei nach und nach ja alle einst brauchbaren Konzepte verdorben. Wer ihre Reden und Artikel liest, muß glauben, da sprächen Kirchenväter oder Synodalräthe, nicht Befenner des ökonomischen Determinismus. Von ihnen gilt, was Wallenstein von der schnell fertigen Jugend sagt: „Gleich heißt ihr Alles schändlich oder würdig, böß oder gut; und was die Einbildung phantastisch schleppt in diesen dunklen Ramen, Das türdet sic den Sachen auf und Wesen“. Genau so judiziert diese „modernste Partei.“ Zu ethisch? Wenn im Imperium Augusti die Ethik (und die Pathetik) verpönt würde, könnte keine Nummer des Centralorgans mehr erscheinen.

„Sie werden“, schreibt mir Herr Karl Zentsch, „vielen Lesern der ‚Zukunft‘ einen Gefallen erweisen, wenn Sie auf die am fünfzehnten August erschienene Nummer 8 der vom Dr. med. Ziegelroth herausgegebenen Zeitschrift ‚Archiv für physikalisch-diätetische Therapie in der ärztlichen Praxis‘ aufmerksam machen. Darin unterwirft der Arzt Dr. Edwin Silber in Königsbütte die Absterbemaßregeln, mit denen die Medizinalbehörden die oberchleisische Genickstarre zu bekämpfen versucht haben, einer scharfen Kritik. Sein Aufsatz, ‚Zur oberchleisischen Genickstarre-Epidemie‘ ist beim Verleger der Zeitschrift, M. Richter, Berlin W. 30, in einem Sonderabdruck erschienen.“ Wenn geschehen, lieber Herr Zentsch; nur zwingt ein vielleicht recht altmodischer Drang nach Gerechtigkeit mich, dann auch zu erwähnen, daß in dem selben „Archiv“ ein Artikel erschienen ist, der den tapferen Forscher und Finder Emil Behring (wegen seiner Haltung auf dem pariser Tuberkulose-Kongreß) in rühmlicher Weise schimpft. Ohne den allgeringsten Grund; denn Behring, der weder für jedes Reportergeschwätz noch für jede entstellende Wiedergabe seiner Worte verantwortlich zu machen ist, hat sich in Paris durchaus würdig benommen. Ich glaube, hat er gesagt, ein spezifisches Mittel gegen die Tuberkulose gefunden zu haben; da es an Menschen noch nicht erprobt, solche Probe auch nicht meines Amtes als eines Mannes der Wissenschaft ist, stelle ich es jedem Kliniker, der den Versuch wagen will, zu freier Verfügung und enthalte mich, bis eine Reihe solcher Versuche abgeschlossen ist, aller weiteren Publikationen. Der Schimpfartikel wäre nicht der Rede werth, wenn der Verfasser, Herr Dr. Ziegelroth (der von seinem Lehrer Vahmann die Antipathie gegen Behring geerbt zu haben scheint) nur seinen Namen darunter gesetzt hätte. Er hat aber drübergeschrieben: „Aus Schwemwingers Nertzeschule“. Ich weiß, daß Weheimrath Schwemwinger in den von ihm geleiteten Kolloquien jede Meinung zum Ausdruck kommen läßt; aber auch, daß er den Menschen und den Forscher Behring zu hoch schätzt, um Freude empfinden oder gar zustimmen zu können, wenn in seiner Nähe dieser Mann wie ein Gaukler und Marktchreier hingestellt wird.

Ein Dozent schreibt mir: „Sehr geehrter Herr Garten, daß die Presse es fertig

gebracht hat, ihren Lesern die Lieberzeugung beizubringen, die Mutin-Enthüllungen zeigten einen Triumph unserer Politik (Enthüllungen, aus denen hervorgeht, daß sich in sieben-jähriger Arbeit gegen uns eine Koalition gerade der zwei Mächte vorbereitet hatte, gegen die wir stets „das Pulver trocken halten“ müßten, und daß der dadurch heraufbeschworene Weltkrieg nur durch die Angst des französischen Ministeriums in der entscheidenden Stunde verhütet worden ist): Das ist ein interessantes Problem für die Massenpsychologie. Aber aus dem in den letzten Wochen Erlebten taucht noch eine andere Frage auf; diese: Wo bleiben die Historiker? An Deutschlands Hochschulen lehren mindestens hundert Männer Geschichte; mancher von ihnen hat sich die deutsche politische Geschichte zum Spezialfach erwählt und die meisten vertreten mit viel Pathos die theoretische Meinung, daß die Geschichte es nicht mit dem Allgemeinen, sondern mit dem Einzelnen zu thun habe. Alle haben die Presscampagne der letzten Wochen sicher mit Spannung verfolgt. Allen stehen die mächtigsten Zeitungen offen. Einzelne geben selbst Blätter heraus. Andere sind ständige Mitarbeiter bekannter Journale. Doch nicht eine einzige Stimme aus dieser Gegend hat den Versuch gemacht, gegen all das journalistische Gerede und Kannegießern die simplen Thatfachen zu setzen. Der Laie fragt sich da unwillkürlich: Wie sollen diese Herren im Stande sein, die oft entstellten und lächerhaft überlieferten Ereignisse der Vergangenheit aufzuklären, wenn sie nicht einmal zu hindern vermögen, daß die von ihnen miterlebte Gegenwart im Dunst der Leitartikel verschwindet? Ich habe Grund, zu glauben, daß mancher deutsche Historiker, mancher alte und junge Professor weiß, was für uns die Klode geschlagen hat, und nur wenige durch den offiziellen Schwindel getäuscht wurden. Das Unglück ist nur, daß die meisten Ordinarien (die Außerordentlichen dürfen sich nicht unliebbar bemerkbar machen) die „Beschäftigung mit Tagesfragen“ nicht für vornehm, mit der Würde ihres Lehramtes nicht für vereinbar halten. Sie bleiben bei Artagerys oder bei Friedrich Wilhelm. Da ist's stiller; und sicherer. Und wenn das Reich ruiniert wird, erfährt der nächste oder übernächste Ordinarius aus den Akten noch früh genug, wann, warum und wodurch es geschah. Das ist des Landes schon lange der Brauch.

Offene Opposition ist von so Ordentlichen nicht zu befürchten. Bismarck hatte die Professoren gegen sich. Bülow braucht vor ihnen nicht zu beben. „Saturirte Existenzen.“ Wo es sich um ihre eigenen Angelegenheiten handelt, könnten sie vielleicht ein Biöchen lebhafter, ein Wischen weniger willfährig sein. Neues Beispiel: der „Professoren-Austausch“ zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland. Ich weiß, daß viele deutsche Dozenten nichts von dem Plan halten, manche gar eine Gefahr in ihm sehen. Mit Recht, scheint mir. Ein Gastspielsystem kann den Organismus unseres Hochschulwesens nicht kräftigen. Die aus Amerika importirten Lehrer können durch ihre Persönlichkeit nicht auf die Studenten wirken. Dazu bleiben sie nicht lange genug; und ihre Sprache, mindestens die Nuance ihres Ausdruckes wird von den Hörern nicht verstanden. Wie viele Studenten (und Dozenten) sind im Englischen denn so firm, daß sie einem amerikanischen Redner zu folgen vermögen, der selbst die Namen, die lateinischen und griechischen Citate anglistirt und Emmelfei sagt, wenn er Amalfi meint? Brängen diese Fremden den Lehrstoff und die Methoden übers Wasser, die den an deutschen Hochschulen Immatrikulirten vertraut sind, dann kann ihr Gastspiel den Wissensschatz der Hörer nicht mehren. Lehren sie anders und Anders, dann stiften sie in noch unkritischen Köpfen nur Verwirrung; dann entsteht unter den jungen Herren bald wahrscheinlich Streit darüber, welche Vongemethode förderbarer und bequemer ist. Allzu viel wird an den Universitäten nicht gear-

beitet; und die vorgezeichnete Studienzeit, dachte man bisher, reicht nur eben aus, um auf geradem Weg ans Ziel zu kommen. Der deutsche Kandidat, dessen Bildungsgang man leicht feststellen kann, wird von allen Seiten beschmähelt, ehe man ihm einen Lehrauftrag anvertraut. Der Amerikaner darf hineintölpeln und die Saat ganzer Semester zertrampeln. Und ist das Resultat unserer alten Hofschulgesehichte wirklich nicht werthvoller als das von dem jüngsten Kulturwolf an seinen Universitäten erlangte? Berlin nicht besser als Harvard? Dann sind wir kläglich blamiert. Wenn wir, statt allenfalls unsere Dozenten, als Muster bewährter Pädagoge, übers Meer zu schicken, uns Amerikaner holen, darf der Yankee sich brüsten: „Sie brauchen uns auf allen Gebieten!“ Ich vermag an der Sache keine nützliche Seite zu finden und halte die Nahrung amerikanischen Größenwahnens für einen Fehler. Doch der Plan stammt vom Kaiser; und noch sind, uns zum Heil, die Kochows nicht ausgestorben, die heischen: „Dem Untertanen ziemt es nicht, die Handlungen des Staatsoberhauptes an den Maßstab seiner beschränkten Einsicht anzulegen und sich in dünkelfhaftem Uebermuth ein öffentliches Urtheil über die Rechtmäßigkeit derselben anzumaßen.“ Also wird ausgetauscht; und die erste Schwalbe ist schon erschienen: Professor Peabody von der Harvards-Universität hat in Berlin seine Antrittsvorlesung gehalten. Wie sind an einer deutsch-katheder leerere Phrasen geredet, dürrere Gemeinplätze gezeigt worden. Bildung macht reich, Wahrheit macht frei, kein Schutzzoll darf den Marsch der Gedanken hemmen, die Gastspiele gelehrter Herren fördern den Völkerfrieden, und wenn es regnet, wird's naß. Dabei eine Beschmeichelung Wilhelms des Zweiten (dem, man denke, sogar „Charakterähnlichkeit“ mit Herrn Roosevelt nachgerühmt wurde), wie nur starke Republikaner und Bürgermeister freier Städte sie leisten können. Daß diese Byzantinerie aus dem Mund eines Fremden, der den Deutschen Kaiser nur aus Zeitungen kennt, doppelt widrig wirken müsse, scheint diese Bierde der Wissenschaft nicht gekostet zu haben. Natürlich waren auch unsere Bierden vollzählig erschienen. Der Rektor, die Koryphäen, der Botschafter der Union, ein Vertreter der Hamburg-Amerika-Linie (sinnig, nicht wahr?), der Kultusminister; und der Kaiser. Einer nur fehlte mir in der Liste der Würdenträger: Herr Althoff, der Zar aller akademischen Preußen. Ist der erste Versuch, in der Hofsüßlingsschaar heimisch zu werden, ihm wirklich so schlecht bekommen? Wird dieser Starke sich, wie seine Freunde bang flüstern, von den Stößen und Schlägen, die er als Vordgast des Kaisers erleiden mußte, nie mehr erholen? Ave, pia anima... Der Peabody-Tag, las ich, war „ein Ereigniß in der akademischen Welt; denn der Deutsche Kaiser betrat zum ersten Mal die berliner Universität“. Die Vorlesungen der Ranke, Helmholtz, Treitschke, Mommsen, Virchow, Grimm, Schmoller, Gierke, Wilamowitz, Paulsen, Voss, Kahl, Dernburg, Schmidt und all der anderen weltberühmten deutschen Dozenten waren also nicht solcher Ehre werth wie das Verede des Herrn Peabody. Und die überlebenden Kathedergranden leisten an solchem Tag die Statisterei. Vivant professores! Ihre Bescheidenheit ist manchmal nicht zu überbieten. Wenn amerikanische Dugenddozenten aber so gelehrt, amerikanische Hochschulen mit Geschenken überhäuft werden, auf die deutsche Universitäten vergebens harren, dann weiß ich nicht, warum man uns auslacht, weil wir Laine über Engel, Wilde über Wildenbruch und Shaw über Lauff stellen, und warum ein Kunstkritiker, der den toten Monet höher schätzt als den lebenden Thoma, auf allen Gassen der Sünde wider den Heiligen Geist deutscher Nation geziehen wird.

Hücht Willow hat zuerst offiziös, dann offiziell seinem Zorn darüber Ausdruck gegeben, daß ein (merkwürdig gut dokumentirter) Artikel, der in der Neuen Freien Presse gegen Lord Lansdowne erschien, in England auf die Justifikation des deutschen Mäuzlers

zurückgeführt worden ist. Dieser Zorn ist schwer verständlich. Daß solche Artikel auf höhern Wunsch geschrieben werden, ist doch nichts Neues; sie können nützlich sein und nützlich wirken. Der Verdacht, sie inspirirt zu haben, schändet nicht; und kein englischer Minister von Selbstgefühl würde sich öffentlich dagegen verwahren. Wozu also der Lärm? Fürst Bülow hatte, wie ich zufällig weiß, in Baden-Baden einen Redakteur der Neuen Freien Presse empfangen; da ein Vertrauensmann der englischen Presse in dem Schwarzwaldbad saß, wissens auch die Briten. Als bald danach in Wien der Artikel erschien, der ganz anders klang als die in der Neuen Freien Presse sonst in Fragen internationaler Politik übliche Tonart, hieß es drüben: Bülows Geschoß; über Klein-Flottbeck und die Millionenerschaft wird er mit dem Redakteur ja nicht geredet haben; das Gespräch hat, avant ou après le Matin, sicher den Stoff zu dem Artikel geliefert. Falsch, sagte der Kanzler. Er konnte es leiser sagen. Der Artikel hätte ihm ja keine Schande gemacht. Und auf einer gewissen Höhe der Staatspyramide sollte man sich hüten, eine Unschuld zu bezeugen, die Jüngsterchen eher ziemt als den Geschäftsführern großer Reiche. . . Im Uebrigen wird flott weiterdementirt. Alles nicht wahr. Wer sagt, dem Grafen Alvensleben sei verdacht worden, daß er die Unvermeidlichkeit des ostasiatischen Krieges nicht vorausjah? Minister, mit Verlaub, habens gesagt, zehnmal; und noch höher stehende Herren. Aber am Ende war dieser ganze Krieg nur die frivole Erfindung arger, nach Sensationen lüsterner Zeitungschreiber? Wenn die Norddeutsche es behauptet, geht's durch die ganze Presse; wenigstens im demokratischen Berlin. Und wäre nicht das verwegenste Dementi, das uns in diesem Herbst des Mißvergnügens zugemüthet ward.

Ueber die Ereignisse, deren Schauplay Rußland jetzt ist, kann man ernsthaft erst reden, wenn man weiß, was eigentlich geschieht und welche Wahnsinnsmethoden die neue Wendung bewirkt haben. Heute bitte ich, noch einmal an den Krieg erinnern zu dürfen. Daß noch ein erträglicher Friede erreichbar wurde, war, hatte ich hier gesagt, nicht zum Wenigsten das Verdienst der vorstichtigen, jeder Lebensgefahr ausblehenden Taktik Kuropatkins und der großartigen Leistung des Eisenbahnministers Fürsten Chilkow. Da in den Zeitungen nur Witte als glorreicher peacemaker verherrlicht wurde, fand Mancher meine Auffassung falsch und schrieb mir, den lächerlichen Kuropatkin sollte ich lieber ruhen lassen. Jetzt hat im Journal Herr Raudeau sein Schlußwort über Krieg und Frieden gesprochen. Der Einzige, der beide Armeen auf dem Schlachtfeld gesehen, während des Krieges in beiden Ländern und beiden Lagern geweilt hat. Der strengste Kritiker der russischen Armee. Sein Herz gehört den Japanern. Und seine Berichte sind nicht nur das unergleichlich Beste, was über den Krieg geschrieben worden ist, sondern werden, wie Sachverständigere als ich glauben, dauernden Werth behalten. Er war vom ersten Feldzugstag an im russischen Hauptquartier, wurde bei Ruzden von den Japanern gefangen, lebt seitdem in Tokio und hat den Russen die bittersten Wahrheiten nicht verhehlt. Und wie lautet sein Schlußwort? „Die Hartnäckigkeit des Generals Kuropatkin, die resignirte Tapferkeit des russischen Soldaten, die Fähigkeit des Intendanturcheß Huber und die außerordentliche Leistung des vom Genie eines großen Mannes, des Fürsten Chilkow, gespornten Eisenbahnpersonals haben gemeinsam die Wirkung der Niederlagen begrenzt und den Feind schließlich gezwungen, fünf Monate lang da müßig zu bleiben, wo er schon fast anderthalb Jahre vorher als Triumphtor vorzubringen vermocht hätte. Honneur à Kuropatkin! Honneur à Chilkow! Honneur à Huber! Honneur à Witte!“ Der Mann von Portsmouth kommt zuletzt an die Reihe. Die Censuren, die unsere Presse vertheilt, brauchen dem Werth des Geleisteten also nicht in jedem Fall zu entsprechen.

Ein Fejer, dem das allen neuen Männern überreichlich geipendete Lob den Magen verätzt hat, mag, fragt mich, warum ich den Nachfolger Rocklers so unfreundlich begrüßt habe. Unfreundlich? Ich sagte, Herr Delbrück gelte als tüchtiger Verwaltungsbeamter. Freilich auch, die Gebiete des Handels, der Industrie und Geldwirthschaft seien ihm völlig fremd. Das weiß Herr Delbrück, der geschick und nächsten ist, besier als ich; und geht sicher nicht gern ins Handelsministerium. Wie er zu dieser Bürde kam? Darüber erzählen Eingeweihte ein nettes Hörtörchen. Der Kaiser hatte den Oberpräsidenten von Westpreußen längst für einen Ministerposten vorgemerkt und der Begnadete sich, in Verhandlungen mit dem Chef der Reichskanzlei, bereit erklärt, das Portefeuille des Kultus und Unterrichtes oder das der Landwirtschaft zu übernehmen. (Das Innere, das ihm am Nächsten läge, ist durch Herrn von Bethmann ja vorzüglich versorgt; als Chef adeliger Präsidenten und Landräthe hat ein Bürgerlicher in Preußen auch stets einen schweren Stand.) An die Nachfolge Pöbdielstis denken aber auch Andere. Herr von Wilmonsti lebt in Berlin wohl lieber als unter den dänischen Ruchpreußen; und Herr Conrad, Delbrücks Freund und Helfer, sitzt schon dicht neben dem verlästerten Husaren (dem mit der Tappelskirchgeschichte jezt ein Wein gestellt werden soll). blieb also das Kultusministerium. Da soll Herr Studt zunächst noch die drängenden Schulsachen in Ordnung bringen und, als ein beim Centrum beliebter Mann, für die Session des neuen Flottengesetzes gutes Wetter machen. Und Herr Althoff, der noch nicht ganz tot ist und bei Herrn von Lucanus ein dickes Stein im Brett hat, sehnt sich nicht gerade leidenschaftlich nach einem jungen und thatlustigen Ressortchef, dessen Energie ihn in den Hintergrund drängen könnte. So wurde Herr Delbrück dem Kaiser denn als ein Mann geschilbert, der Alles versteht und ganz besonders geeignet sei, den vom Langen Röhler im Rheinland verfahrenen Starren wieder auf eine fahrbare Straße zu ziehen und die stolzen, bei Hof nicht gut angeschriebenen Syndikatsherren mores zu lehren. Wenn der Plan gelang, blieb das Landwirtschaftsministerium den Hoffnungen frei, das Kultusministerium noch vor einem Chef bewahrt, dessen Willenskraft die Kreise des barschen Jryth stören konnte, und der unbequeme Römmling war auf einen Posten abgeschoben, wo er sich rasch verbrauchen muß. (Daß all Dies dementirt wird, werden muß, versteht sich. Wer die Personalmythen, Personalintriguen ein Wischen kennt, wird sich seinen Vers draus machen.) Zu bedauern ist nicht nur Herr Delbrück, der, wenn er Nein gesagt hätte, für immer erledigt gewesen wäre, sondern mehr noch Preußens Handel und Gewerbe. Zuerst Herr Bressel, der den Handel für ein nothwendiges Uebel hielt, kein Arbeiter war und nur vom Eisenbahndienst Etwas verstand. Dann der unsägliche Herr Müller. Und nun ein junger, ansehnlich begabter Mann, der gerade für diesen Posten aber nicht im Geringsten taugt, selbst weiß, daß er von Handel, Industrie, Bankwesen absolut nichts versteht, und Jahre brauchen würde, um sich halbwegs in die fremde und schwere Materie hineinzuarbeiten. Hoffentlich giebt man ihm wenigstens den (aus einem Reichsamt stammenden) als ungemein fähig geschägten Mann, dem Hohmanns Erbe zugebacht war, als Unterstaatssekretär und Stütze des Hausherrn; denn jezt die Maschine eines Tages ganz aus. Der preussische Ministerpräsident müßte sich nachgerade aber fragen, ob er seinen Namen blind unter jede Kabinettsordre zu setzen oder, als verantwortlicher Berather des Königs, dafür zu sorgen hat, daß der Monarch ausreichend informirt und eins der wichtigsten Staatsämter nicht einem Mann aufgebürdet wird, der bei der Uebnahme schon der Verzweiflung nah ist.



Stuttgarter Lebensversicherungsbank a.G. (Alte Stuttgarter)

— Gegründet 1854. —

Versich.-Bestand M. 713 Millionen. Seither erzielte Überschüsse M. 125 Millionen.

*Alle Überschüsse gehören den Versicherten.
Bei Erwerbsunfähigkeit (Invalidität) Prämienbefreiung.*

Brockhaus

Konversations-Lexikon, neueste Auflage, komplett, 17 Bände, liefern unter **günstigsten Bedingungen** **Bial & Freund**, Breslau II und **Wies. XIII.** Reichillustrierter Luxusprospekt No. 416 L. gratis und frei. Vertreter gesucht.

Magnetisiren kann Jeder, d. das Buch: Geschichte des Lebensmagnetismus und des Hypnotismus von **P. Schröder** studiert hat. Mit vielen Abb. u. Taf. 680 S. gr. 8°. Pr. brosch. M. 12.— geb. M. 14.—. Verl. v. **Arwed Strauch**, Leipzig-B.

GENESIS Das Gesetz der Zeugung Bd. IV. Animismus u. Regeneration, Unters. über Sexual-Psychologie 2. Aufl. Preis br. M. 4.—, geb. M. 5.—. Ausführl. Prosp. gratis u. franko. Verl. v. **Arwed Strauch**, Leipzig-B.

Dr. Nöhring's Sanatorium

Neu-Coswig i. Sa.

für Lungenkranke

Nur für 24 Patienten I. Kl.

Winterhalbjahr. Besondere Berücksichtigung der Verdauung.

„Glidin“

NERVEN-

kräftigungsmittel.

Paris 1 Fsk., reichhalt. in Apotheken u. Drogeriegeschäften.

Dr. Klopfer's Weizen-Lezithin-Eiweiss ist von sanfterster Herkunft. Auf Grund seiner Heilbarkeit u. seines natürl. Gehalts an Lezithin ist „Glidin“ ein hervorragendes **kräftigungsmittel**. Es befördert die Bildung neuen Blutes, den Aufbau von Körpersubstanz u. bewirkt bei abgemagerten, blutarmen, bleichsüchtigen und in der Ernährung zurückgebliebenen Personen schon nach kurzer Zeit **Vermehrung des Appetits und Kräftigung des gesamten Organismus.**

Paris 1 Fsk., reichhalt. in Apotheken u. Drogeriegeschäften. **Dr. Volkmar Klopfer, Dresd.-Leubnitz.**

Hôtel Nürnberger Hof Tucherhaus

Friedrichstrasse 180, Ecke Taubenzstrasse

Wein-Restaurant

Déjeuner à M. 2.—, Diners, Soupers
vom M. 3.— an, sowie à la carte

Beste Küche bei mässigen Preisen.

Bier-Restaurant

Ausschank der Freih. v. Tucher'schen
Brauerei A.-G. Nürnberg. Hell u. dunkel

Fritz Otto.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Friedrichstrasse 10 sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.



Kinderleichteste Handhabung
Emil Wünsche
 AKT. GES.
 für PHOT. INDUSTRIE.
 REICK bei Dresden
Neueste Schlitz-Verschluss-Camera-Victoria
geleglicher Aufsatz
Neu ein Handgriff für Aufzug und alle Schlitzarbeiten.
ALLE ARTEN KLAPP- & FILM-CAMERAS.
NEUESTE MODELLE.
Max verläng. Preisliste.

Linden-Buffer

Unter den Linden 31
 Vornehmstes und modernstes Weinrestaurant
 mit englisch-amerik. Buffet
 Elite-Concert bis 3 Uhr Nachts.

Lebens-Versicherung.

VICTORIA zu BERLIN.

Lebens-Versicherungsbestand: über 1 Milliarde u. 200 Millionen Mk.
 Gesamt-Vermögen: über 1/2 Milliarde Mk.
 Prämien- und Zinsen-Einnahme in 1904: 105.473.467 Mk.
 Pro 1904 erhalten die Versicherten 20.945.543 Mark Überschuss als Dividende.

Volks-Versicherung.

VICTORIA.

FEUER-VERSICHERUNGS-ACTIEN-GESELLSCHAFT.

==== Ganz neue liberalste Bedingungen. ====

Feuer-Versicherung.

Diabetes!

Bauer'sches Spezial-Institut für Diabetiker, Koetzschenbroda Sachsen. Neues kombiniertes, naturwissenschaftlich begründetes praktisch bewährtes Heilverfahren.

Berliner-Theater-Anzeigen

KOMISCHE OPER

Eröffnungs-Vorstellung

Direktion Hans Gregor.

„Hoffmanns Erzählungen“

Phantastische Oper in 3 Akten von Jules Barbier.
Musik von Jacques Offenbach.

Cabaret

Roland von Berlin

Potsdamerstr. 127. Hansaal.

Dir. Schneider-Duncker.
Hudolph Nelson.

11 Uhr Täglich 11 Uhr

Sonntags 8 Uhr.

Berliner Theater

Freitag 3./11. **Andalosia.**

Sonnabend 4./11. **Andalosia.**

Sonntag 5./11. **Kean.**

Montag 6./11. **Andalosia.**

Dienstag 7./11. **Kiwito.**

Mittwoch 8./11. **Andalosia.**

Donnerstag 9./11. **Kiwito.**

Theater des Westens

Wochenspielplan v. 3.—7. Nov. 1905. Freitag, 7. Vorstel. im Freitags-Abonnement **Zar und Zimmermann.** Sonnabend, Nachm. 3 Uhr. Kl. Preise: **Die Waise von Lowood.** Abds. 7¹/₂ Uhr. **Der Opernball.** Sonntag, Nachm. 3 Uhr. Halbe Preise. **Der Zigeunerbaron.** Abends 7¹/₂ Uhr. **Die Zauberflöte.** Montag. **Die Zauberflöte.** Dienstag. **Der Zigeunerbaron.** Die weiteren Tage s. Anschlagtafel.

Lustspielhaus in Berlin

Direction: **Dr. Martin Zieckel,** Friedrichstr. 236

Täglich:

Der Familientag.

Sonnabend, 4. November:

Die heilige Sache.

Anfang 8 Uhr.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr:

Auf, in's Metropol!

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
in 9 Bildern von Julius Freund
Musik von Victor Hollaender.

Walden a. D. Miss Clifford a. D.

Bender. Giampietro.

Josephi. Frid Frid.

Massary. Steidl, Lilly Walter.

Thalia-Theater

Direction: Kren u. Schönfeld.

Bis früh um fünf

m. Thielscher
l. d. Hptrolle.

Sonntag, des 5. Sept. III: **Charleys Tante.**

Kleines Theater.

Freitag, 3. November, 8 Uhr. **Nachtasyl.**
Sonnabend, 4. November, 8 Uhr. **Hidalla.**
Sonntag, 5. November, Nachm. 3 Uhr. **Die Lore.** **Der zerbrochene Krug**
Abds. 8 Uhr. **Das vierte Gebot.**
Die weiteren Tage siehe Anschlagtafel. In Vorbereitung: **Ein idealer Gatte.** **Ein Feiertag.**

Ibach, 1794 gegründet,
Hofpianosfabrik,
BERLIN W., Potsdamer Strasse 22 b.

Flügel u. Pianinos

in allen Holz- und Stil-Arten.

Event. Eintausch älterer Instrumente bei
Neukauf.

Vorzügliche Stimmungen.

St. Louis 1894 Grand Prix.

Café Windsor

(Inh.: Max J. Loeb)

47. Mohrenstrasse BERLIN W., Mohrenstrasse 47.

Feinstes Familien-Café der Residenz.

Gut ventilirt.

Jeden Abend Elite-Concert

8 2 h. nachts. Sonntags 4 6 h.
nachm. und 8 2 h. nachts.

Im I. Stock Billardsaal (8 Billards).

Ab 20. September a. e. jeden Mittwoch five o'clock tea Concert 4—6 h. nachm.



Spezialität: Kalte Platten, wraix
jed. Abend ein warmes Special-
gericht. — Spielzimmer: 2 Karten.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pfr.

Gerade so geht es

auch Ihnen oder Ihren Angestellten
ohne und mit



„OMEGA“ Rechenmaschine.

D. R. P. u. Ausl. Pat. ang. Preis 38 Mark.

Addiert, Subtrahiert, Multipliziert, Dividiert.

Capazität 900, 900, 900.

Multiplikationen und Divisionen bis zu 9 Stellen, Additionen grosser Zahlenreihen, sowie Subtraktionen etc. werden ohne jede geistige Anstrengung und schneller als beim gewöhnlichen Rechnen ausgeführt. Die Omega ist ein unentbehrlicher Zeit- und Geld-Sparer für jeden Kaufmann und Techniker. Bitte verlangen Sie gefl. heute noch gratis und franko illust. Prospekt nebst Anerkennungs-Schreiben von

JUSTIN WM. BAMBERGER & Co., Präzisions-Maschinenfabrik, München-Z.

Vertreter in allen Ländern gesucht!

Harmoniums

der Firma Schiedmayer-Sämsforstfabrik Hoflieders
Str. Reichstr. b. Kaiserstr. und Köpenig, Berlin, Bülow-
strasse 46. Anerkannt von den ersten Musik-Kriti-
kern. Zuverlässige Orgel- und Klavierorgeln von

Nr. 110 an. Von bester Orgel mit illustriertes Katalog gratis und franko.

Schlossbrauerei Schöneberg

Schöneberg b. Berlin W.

Telephon: Amt IX,
No. 5018 und 5424.

Liefert ihre vorzüglichen Biere in Flaschen
und Siphons für den Familiengebrauch

30 Fl. Schlossbräu (hell) . M. 3,—

30 Fl. Kronenbräu . . . M. 3,—

30 Fl. Schöneberger Cabinet M. 3,—

— Pfund pro Flasche 10 Pfg. —

Die Biere sind stark eingebraut und ausser-
ordentlich reich an Extraktivstoffen (Nähr-
stoffen, welchen ein massiger Alkohol-
gehalt gegenübersteht.

Eisbärfelle sind nicht besser aber
teurer als meine
Halbhimmlische „Karte Gläubig“, feinste
Salzessigsäure, wenig gereinigt, geruchlos,
blendend weiß oder überaus weiss 1 l. in
groß 7,50 Mk. Vorlagen 5 und 6 Mk., bei
3 Stück franco, Probebottle mit Bieren franco.
W. Heino, Lützowstraße 95 bei Schne-
verdingen (König, Haide).



Können Sie plaudern?

Wenn Sie lernen wollen, wie man auf
eine passende, anziehende u. interess-
ante Weise eine Unterhaltung an-
knüpft, wie man sich gebildet u. ange-
nehm zu schmeißt, worüber man in der
Gesellschaft, bei Tafel mit dem andern
Geschlecht redet, Schmeicheleien
sagt, kurz ein beliebiger Gesellschaftler
wird, dann lesen Sie das Werk: „Die
Kunst der Unterhaltung“, Pr. M. 1,80.
Verl. v. bekannten Autor Dr. C. A. Gärtner.
Wendel's Verlag, Dresden 411.

Ein Wunder



Neu!

volles Instrument für Jung und Alt bringe ich auch dieses Jahr wieder mit meiner **Konzert-Orchestrion-Trompete**. Die ganze Welt kennt die staunenswerten Vorzüge meiner jährlichen Neuheiten, aber diesmal wird alles Dagewesene **übertroffen**. Die Trompete kann auch von keiner anderen Seite angeboten werden, denn sie ist vom Kaiserl. Patentamt unter No. 18:900 vor Nachahmung gesetzl. geschützt. Die **Konzert-Orchestrion-Trompete** erfordert absolut keine musikalischen Kenntnisse. Jeder kann sofort Lieder, Tänze, Marsch usw. darauf spielen. Sie ist leicht zu handhaben, auch von Kindern und schwächlichen Personen. Es ist das denkbar schönste und vollkommenste Instrument, welches den Musikfreunden zur eigenen Freude, zu Vorträgen, zu Ausflügen, zur musikalischen Erziehung der Kinder bald unentbehrlich sein wird! Wer liebt nicht Musik? Jedermann! Darum finden Sie auch kein passenderes Festgeschenk als wie Meichers **Konzert-Orchestrion-Trompete**, welche durch ihre Vorzüge jeden überrascht und selbst den kritischen Kenner entzücken wird. Dieses Instrument stellt eine kleine Kapelle dar und enthält:

eine garantiert rein abgestimmte **erstklassige Mundharmonika** mit 40 Stimmen aus massiv Messingplatten, **doppeltes Glockenspiel** mit 4 Glocken, **selbsttätig rollierende Schraubentrommel** mit Federwerk, **Paukenschlag** und 2 Becken, das Ganze in starker, dauerhafter Bauart und hochseiner Vernickel, ausserdem mit feiner Quastenschmuck verziert. Grösse ca. 40 cm. Die damit zu erzielenden Effekte sind wundervoll: die Harmonika spielt die Melodie und wird eigenartig und kolossal verstärkt durch die Trompete mit weitem Schallschlag. Die Harmonika kann immer wieder ersetzt werden, daher nur eine einmalige Ausgabe von dauerndem Wert. Eine auch für den Unmusikalischen sofort verständliche Schule ohne Noten und ein Liederbuch mit ca. 300 der neuesten Couplet-Lieder, Walzerlieder, Verse usw. liegen gratis bei. Den Preis habe ich zur schnellen Einführung wieder ungemein billig gestellt; ich liefere dieses Wunderinstrument in obiger garantierter Ausführung mit allem Zubehör inklusive starkem Aufbewahrungskarton bis auf weiteres für M. 9,75, 2 Stück für M. 18.—, Verpackung wird nicht berechnet. Garantie für tadellose Ankunft. Erfahrungsgemäss wird die Nachfrage wieder riesenhaft und kaum zu bewältigen sein; da ich aber jedem meiner werthen Kunden gerecht werden und vor dem Fest alle Aufträge recht zeitig erledigen möchte, so bitte ich um gütige **sofortige** Bestellung. In diesem Falle füge ich bis auf weiteres jeder Sendung eine H. 40 stimmige Ersatz-Mundharmonika vollständig umsonst bei. Die **Konzert-Orchestrion-Trompete** ist nur zu haben bei

O. C. F. Meicher, Instr.-Fabr., Braunschweig 59.

Reich illustrierten Preiskatalog über nur bessere Polyphons, Drehorgeln, Christbaumkinder mit Musik, Mund- und Zugharmonikas, Sprechapparate, Zithern, Violinen, Gitarren, Saiten, Trompeten, Signalinstrumente, Automaten und alle anderen Musikinstrumente, viele Neuheiten, versende auf Wunsch umsonst. Ca. 10000 ehrende Anerkennungen, Zeugnisse und Nachbestellungen.

Vornehme Herren-Garderobe nach Maass Anzüge von 48 Mark an.
Grosse Auswahl englischer u. deutscher Stoffe.
S. Klinkowski, Berlin W., Leipzigerstr. 24 II. Telefon Amt I, 3522.



Macht der Hypnose!

Ein Lehrbuch des persönlichen Magnetismus, Hypnotismus und der Suggestion. — Sie können sich selbst u. jedermann hypnotisieren. — Sie können Ihren Einfluss auf andere geltend machen, auch ohne deren Wissen u. Willen. — Sie werden Erfolge im Geschäft, Glück u. Beliebtheit erlangen, wenn Sie obiges Werk studieren. — Erfolg garantiert, Preis 1,50 M. Illustr. Prosp. gratis.

Wendel's Verlag, Dresden 4II.

Soeben erschien:

Cornichons



Gereimte Satiren

von **A. O. Weber.**

— Geheftet 2.—, gebunden 3 Mk. —
 Zu beziehen durch: **M. Hirthenthal, Buchhandlung, Berlin NW.7, Friedrichstr. 101.**

Schramm & Echtermeyer
 Gegründet 1835. Dresden A4.
 Landhausstrasse 27.
ca. 400 Sorten Cigarren
 von den billigsten Preislagen an.
 Deutsche Fabrikate. Habana-Import.
 Helle Farben.
Cigaretten, in- u. ausländische Fabrikate.
 Lieferanten vieler Höfe
 und offiziell - Casinos.
 Preisbücher stehen zu Diensten.

Niemand kaufe
 wieder
Spielwaren



sehen, d. letzt. Neuheiten v. **Carl Brandt Jr.**
 Gütesitz S.-A. gefragt zu haben. In allen
 bes. Spielwaren-Geschäften erhält.

Schriftsteller,

die eine erfolgreiche buchhändlerische Ver-
 tretung wünschen, können sich mit ihrem
Werken und einigem Kapital (mindestens
 1000 Mark) einem bestehenden, literarisch an-
 gesehenen vielseitigen Verlagsunternehmen,
 das zur G. m. b. H. ausgebaut werden soll, an-
 schliessen. **Erste Off. unt. „G. m. b. H.“**
 an **Rudolf Mosse, Leipzig** erbeten.

Landaufenthalt für
Alkoholranke
 auf dem **Rittergut Nimbach** a. Bober
 bei Sagan in Schlesien (früher Niendorf
 a. Sch.). Gegründet 1805. Preis pro Tag
 6 Mark. Prospekte frei. Sanitätsrat
Dr. Lerche, Alfred Smith.

100000

fach bewährt und für jede praktische
 Hausfrau unentbehrlich sind die be-
 rühmten **H. v. Hünersdorff'schen**

Küchenhelfer.

Butter-
 Ma-
 chine.



Die **Original-Haushaltungs-
 Buttermaschine** (ges. gesch.)
 zur fast kostenlosen Selbst-
 bereitung feinsten Butter aus
 dem Rahm der täglichen
 Milch. Über 1, Million
 im Gebrauch.

Preise nur noch:
 in Glas 1 2 3 4 Lit.
 2,40 3,- 3,75 5,- M.
 in Metall 6 - 10 Lit.
 10,50 12,50 M.

Die
Blitzrührschüssel
 (D. R. P.)

bester Teigrührapparat:
 Schnelle, mühel. Arbeit.
 25 cm Dm. f. Recepte bis 12 Eier M. 9
 34 " " " " 20 " " 12

Der **Amerikaner Quirltopf** (D. R. G. M.)
 Bestes Schneeschläger u. Schlagrahm-
 macher. 2 Liter-Topf M. 4,50, 4 Liter-
 Topf M. 6,75.

Die **Mayonnaise-Schüssel** à M. 3,-
 (D. R. G. M.), in wenigen Minuten tadel-
 lose Mayonnaise.

Die **Spätzle-Mühle** (D. R. P.), wirk-
 lich vollkommener Apparat zur rasch.
 Herstellung d. schönst. Spätzle, (bekanntes
 schwäbisches Nationalgericht).

10", cm Weißblech M 3, Nickelplatt. M 4 50
 15 " " " 4 50 " 6 -

Diese 5 unerreicht prakt. Küchenartikel
 (man achte auf die Schutzmarke „Mit
 dem Bären“ u. weise unbedingt) minder-
 wertige Nachahmungen zurück) sind in
 allen einschläg. Geschäften zu haben,
 evtl. direkt durch

H. v. Hünersdorff Nachf.
Stuttgart 101.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten,
 Romanen etc. bitten
 wir, sich zwecks Unterbreitung eines vor-
 teilhaften Vorschlags hinsichtlich Publi-
 kation ihrer Werke in Buchform, mit
 uns in Verbindung zu setzen.
 15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
 Modernes Verlagsbureau Curt Wiegand.



Vereinigung der Kunstfreunde

Farbige Nachbildungen von Gemälden der
Königlichen National-Galerie
 und anderer Kunstsammlungen

Berlin W., Markgrafenstrasse 57

— Filiale: Potsdamerstrasse 25 —

Der illustrierte Katalog
 wird auf Verlangen kostenfrei zugesandt.

Neu! Neu! **Klosterglocken.**

Reizendes Unterhaltungsspiel, ganz aus Metall (Kunstschmelze), mit 12 harmon. abgestimmten Silberstahl-Glocken. Größe 35 x 45 cm. Ist das neueste, beste, billigste u. haltbarste Instrument f. jung u. alt. Jed. kann sofort Lieder, Tänze usw. darauf spielen, da sämtliche Glocken nummeriert, ebenso d. beliegend. Musikstücke. Die Töne d. Glockenspiels u. entzückend schön (nicht schrillend) u. übertrifft es alle ähnl. bisher erschien. Instrumente. Auch z. Zinsmenspielern u. and. Instrumenten ist dasselbe unentbehrl., ebenso bei Ausflügen. Ein Verstimmen, Versagen o. d. Zerspringen d. Glocken ist unmögl., daher unverwundl. Instrument. Das Klosterglockenspiel ist ein Hausschatz f. jede Familie. Durch seine vornehme Ausstattung eignet es sich insbesondere auch als Festgeschenk für die verschiedensten Gelegenheiten. Der Preis d. prachtv. u. Aufsehen erregenden Instruments ist mäßig u. kostet in hochf. emaillierter u. vernickelter Ausführung mit Aufbewahrungskarton, Spielhämmerchen, verstellb. Standstütze, Notenhalter u. über 2500 neueste Couplet-Lieder, Walzerlieder-Verse u. andere Musikstücke usw. nur Mk. 5,25, 2 Stück kosten Mk. 10,25 und 3 Stück Mk. 15,00. Noch größere Instrumente mit 15 Glocken per Stück Mk. 6,50. Verpackung wird nicht berechnet. Wer Einkäufe von mindestens Mk. 6,00 macht, erhält noch ein hübsch. Geschenk. Die hier beschrieb. Glockenspiele sind mir vom Kaiserl. Patentamt unt. No. 203771 vor Nachahmung gesetzl. gesch. Man bestelle deshalb direkt

O. C. F. Miether, Instr.-Fabr., Braunschweig 27. 4.

Reich illustr. Prachtkataloge üb. nur bessere Polyphons, Drehorgeln, Christbaumständer m. Musik, Mund- u. Zugharmonikas, Sprechapparate, Zithern, Violinen, Gitarren, Saiten, Trompeten, Signalinstrumente, Automaten u. alle anderen Musikinstrumente, viele Neuheiten, versende auf Wunsch umsonst. Gr. 10000 stehende Anerkennungen, Zeugnisse und Nachbestellungen.

Bestellungen
auf die

Einbanddecke

zum 52. Bande der „Zukunft“
(Nr. 40—55. IV. Quartal des XIII. Jahrgangs),
elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum
Preis von Mark 1,50 werden von jeder Buchhandlung
entgegengenommen.

== Viel Aufsehen ==

macht der satirische Roman

Graf Udo Bodo von Frh. von Schlicht.

Mit scharfer Satire geißelt der Verfasser den sich bis zur Väterlichkeit steigenden Dünkel des jetzt mehr wie je privilegierten Standes. Der Stoff ist dem Leben entnommen, das Werk dem Grafen „Runo“ gewidmet.

Preis 4 M.; geb. 5 M.
Verlag Otto Janke, Berlin SW., 11.

Schönstes Geschenk. Unentbehrlich für Raucher
 sind unsere gesetzlich geschützten Importenkasten u. Schränke zum
Frischhalten von Havanna-Cigarren.
 Illustrierter Katalog mit Anerkennungen aus den höchsten Kreisen gratis und franko.
Aachen-B. Schagen & Co.

Das Geheimnis der Seele ergründet!

Sieben erscheint: Hudson,

Das Gesetz der psychischen Erscheinungen.

2. Aufl. in 7 Lieferungen à Mk. 1,20.
 Eleg. broch. Mk. 8,40, geb. Mk. 10.—

Verlag von Arwed Strauch, Leipzig.

Sanatorium Dr. Passow Meiningen
 L. Thüringen
 für Nervenkrankte u. Entziehungskuren.
 Moderne physikalisch-diätetisch geleitete Anstalt mit familiärem Charakter. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. A. Passow. Langj. Assist.

P. P. Liebe

Verfasser der „Seelen-Aristokraten“ etc. zeigt an, dass er Charakter, Innenleben, die Psychologie der Persönlichkeit aus ihrer Handschrift erforscht. Distinguierte eingeschränkte Praxis seit 1890. Kombinierte Original-Methode. Die grosszügigen, lebendigen Seelen-Analysen des Entdeckers der Psychographie unterscheiden sich streng von alltäglichen Handschriftenbeurteilungen. Massgebende, ausführliche Anerkennungen aus den Kreisen der Intelligenz. Moderne Menschen, die mehr eine Sehnsucht nach Erkenntnis seitz als der Kitzel der Sensation mögen brieflich anfragen. Sie empfangen frei und unverbindlich: die Bedingungen für Charakterbeurteilungen und intensiv anregende Broschüre.

Adr.: P. P. Liebe, Schriftsteller Augsburg.

Geschäftliche Mitteilungen.

Die Deutsche optische und photographische Industrie hat einen neuen Erfolg errungen und eine internationale Anerkennung gefunden, u. z. hat die führende Firma dieses Industriezweiges, die **Optische Anstalt C. P. Goerz Aktiengesellschaft in Berlin-Friedenau** auf der **Weltausstellung in Lüttich** den „Grand Prix“ erhalten, nachdem ihr schon auf der **St. Louis'er Weltausstellung** ebenfalls der Grand Prix zuerkannt wurde. Die Firma Goerz hatte eine reichhaltige Kollektion ihrer photographischen Objektive und Apparate ausgestellt, unter denen besonders das „Aethar“ ein neues Objektive für Reproduktionen und ein ausserordentlich verbessertes Modell der bekannten Goerz-Anschütz-Klapp-Kamera bemerkenswert sind. Ferner kamen Goerz-Tele-Objektive für Hand- und Bagen-Kameras, Photo-Stereo-Binocles, Sektoren-Verschlüsse etc. zur Ausstellung. Auf rein optischem und mechanischem Gebiet brachte die Anstalt ebenfalls verschiedene Neuheiten, unter denen die Panoramalinsenrohre und Zielfernrohre für Geschütze besonderes Interesse erregten. Die bekannten Goerz-Friedenau-Binocles waren in einer ganzen Anzahl Modellen für alle erdenklichen Zwecke des Fernsehens vertreten.

Glidin, Dr. Klopfer's Weizen-Lecithin-Eiweiss enthält ca. 96% Eiweiss und ca. 1% Lecithin (wichtigster Bestandteil der Nervensubstanz). Es ist aus feinstem Weizenmehl gewonnen, daher von sauberster Herkunft, von angenehmem Geschmack und vollkommener Verdaulichkeit. Auf Grund seiner Reizlosigkeit und seines natürlichen Gehalts an Lecithin ist Dr. Klopfer's „**Glidin**“ ein hervorragendes **Nerven-Kräftigungsmittel**. Es befördert die Bildung neuen Bluts, den Aufbau von Körpersubstanz und bewirkt bei abgemagerten, blutarmen, gleichmüthigen und in der Ernährung zurückgebliebenen Personen schon nach kurzer Zeit **Vermehrung des Appetits, Kräftigung des gesamten Organismus und erhebliche Zunahme des Körpergewichtes**. Es tut aber auch **vortreffliche Dienste** denen, die bei angestrengter Berufstätigkeit ihre Nerven und Kräfte auf das Äusserste anspannen und Gefahr laufen, durch Überanstrengung und unzureichender Ernährung die Widerstandsfähigkeit und Arbeitsenergie zu verlieren. Letzte Auszeichnung: Leipzig 1903 **Staatspreis**. Wissenschaftliche Arbeiten über Dr. Klopfer's Nahrungsmittel! Berl. Klin. Wochenschrift 1903, No. 26, Berl. Med. Centr.-Ztg. 1903, No. 45. **Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz.**

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei der altbekanntesten

Cigarren-Firma Georg Schepeler Lieferant vieler Höfe **Frankfurt a. Main** bel.

Jeder Versuch wird gewiss den **vortreffl. Ruf der Firma Schepeler** bestätigen.

Der Thee Ist auch bei uns in Deutschland in vielen feineren Haushaltungen ein tägliches Getränk geworden. Es dürfte daher unseren Lesern gewiss willkommen sein, wenn wir der heutigen Auflage unseres Blattes eine Preisliste des bekannten **Thee-Import-Hauses von Theodor Maass, Hamburg**, beilegen. Die Theemischungen dieses Hauses haben sich durch ihr prachtvolles Aroma und den edlen Geschmack bei Kennern besonderen Ruf erworben, daher dürfte es gewiss vorteilhaft sein, den Theebedarf von diesem renommierten Hause zu decken. Ganz besonders bitten wir noch die überaus billigen Preise der **echt japan. Theekannen** freundl. beachten zu wollen.

Vereinigung der Rechtsfreunde

für allgemeinen Rechtsschutz G. m. b. H.

Berlin N. 24, Oranienburgerstrasse 14, dicht am Hackeschen Markt und Bahnhof Börse.

Jurist. Leitung: Justizrat Scheda, Dr. jur. Kirchbach, Dr. jur. Moser.

Abt. I: Rechtsachen jeder Art, Klagen, Eingaben, Prozessvertretung etc.

Abt. II: Detektiv-Centrale: Beobachtungen, Ermittlungen, Creditauskünfte etc.

Abt. III: Incaas! Ausklagung u. Einziehung aussteh. Forderung. Im In- u. Ausland.

Ununterbroch. Sprechzeit 9¹/₄-8, Sonntags 9-1. Grundgeb. 0,75, schriftl. 1,30 M. (Briefm.)

Hintze-Pianos. Bülowstr. 50

Herr Carl H. Hintze, Großherzog. Schlichter u. Babler Polierant. Flügel- u. Pianino-Tabrik. Pianinos von 400 M. an bis zu den besten Langen-Pianinos zu 650, 750 M. u. Flügel von 950 M. an. Gebrauchte Pianinos 250 M. Gebrauchte Flügel ca. 450 an, darunter Bechstein, Blase, Duysen, Schweffelen, Kaps, Steinway & Sons, auch billig gar viele, neu und gebraucht, sonst ohne Transportkosten. Große Auswahl. Kulante Zahlungsbedingungen. Musterkatalog gratis und franco.

MIRACITHIN ist für MÄNNER

bei vorzeitigen Schwächezuständen ein hervorragendes
Kräftigungsmittel.

Ganze Schachteln M. 10.—, auch halbe Schachteln M. 6.—

Man verl. gratis u. franko Broschüre über von Ärzten u. Professoren

erzielte ausserordentliche und dauernde Erfolge sowie Heilung

Schweizer Apoth., M. Riedel, Berlin W. 21, Friedrichstr. 173.

Apothek zum roten Kreuz, Berlin N. 23, Chausseestr. 118.

Witte's Apotheke, Berlin W. 22, Potsdamerstr. 84 a.

Arkana-Apoth., Berlin N. 24, Arkonaplatz 5.

Bestandteile:

EXTR. MURIA PUAMA
OVO LECITHIN
RAD LIQUOR PULV.

Hervorragendes Tafel-
und Gesundheits-Wasser



NAMEDY Sprudel

Mineral-Quelle bei Andernach a. Rh.

CANNES

(Süd- =
Frankreich)

Hotel Victoria

Volle Pension: 10 bis 15 Frs.
per Tag. — Deutsche Betten.
Nähere Auskunft per Post.



Mohamed Cigaretten

Die Perle des Orients

Carton à 10 Stück

Nr 10	20	PF.	Nr 10	20	PF.
Nr 9	30	PF.	Nr 9	30	PF.
Nr 8	40	PF.	Nr 8	40	PF.
Nr 7	50	PF.	Nr 7	50	PF.
Nr 6	60	PF.	Nr 6	60	PF.
Nr 5	70	PF.	Nr 5	70	PF.
Nr 4	80	PF.	Nr 4	80	PF.
Nr 3	90	PF.	Nr 3	90	PF.
Nr 2	100	PF.	Nr 2	100	PF.

erhältlich in den Cigarrengeschäften
nur echt mit Firma auf jeder Cigarette.
Oriental-Tabak- u. Cigaretten-Fabrik
Yenidze, Inhaber Hugo Zietz, Dresden.



Waldemar Stahlknecht, Neuhausenleben
Kunstkeram. Erzeugnisse

Bronce-Gefäße u. Blumenkübel (Terrakotta)

schiefergraue geschliff. Fonds Pol. plast. Goldornamente

Erhältlich in den Luxusgeschäften, wenn nicht auch direct.



THIÉRY & SIGRAND

BERLIN W. 8,

Friedrichstr. 179 * Ecke Taubenstr.

Herren-Moden und Ausstattungen

fertig u. nach Maass * Eleganteste Ausführung

Letzte Neuheiten * Solide und feste Preise

FERNSPRECHER:

Amt 1, No. 7860.

23 FILIALEN

FERNSPRECHER:

Amt 1, No. 7860.

On parle français * English spoken * Si parla italiano

Роворятъ по русски